
Hols.
397

Volkmar, W.,



# Geschichte

des

# Landes Dithmarschen

bis zum Untergange des Freistaates.

---

Von

**Wilhelm Volkmar,**

Lehrer am Gymnasium zu Blankenburg.

---

**Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen.**

---

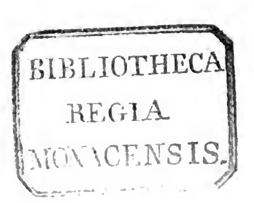
Der Reinertrag dieser Schrift ist der Unterstützung der Herzogthümer Schleswig-Holstein bestimmt.

---

Braunschweig,

Verlag, Druck und Papier von Friedr. Vieweg und Sohn.

1851.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

In den Zeiten des Friedens wurde diese Schrift angefangen und fast vollendet. Die Unruhen des Jahres 1848 unterbrachen die stille Beschäftigung. Jetzt eile ich das Werk abzuschließen, aber nicht mit Freuden, wie ich es begonnen, sondern mit dem Gefühle eines deutschen Mannes, der sehen muß, wie das große Vaterland es duldet, daß Fremde den schönsten und kräftigsten Zweig aus seinem Wipfel hauen.

Nicht für Gelehrte habe ich geschrieben; darum ist Manches schweigend übergangen, was nur für den Geschichtsforscher von Bedeutung sein kann. Doch wollte ich auch kein Buch der müßigen Unterhaltung schreiben, und deshalb mußte ich dem Leser manches Einzelne vorführen, was an sich unbedeutend scheinen mag, aber nothwendig ist, um ein anschauliches Bild des Ganzen zu gewinnen. Noch weniger konnte ich mich entschließen, die Entwicklung des Rechtes und der Verfassung zu übergehen, welche sich in Dithmarschen so rein-deutsch gestaltet hat, wie nirgend sonst; denn das gerade ist es, was uns in der Gegenwart am schwersten

drückt, daß seit Jahrhunderten unser öffentliches Leben von dem Grund und Boden jener volksthümlichen Einrichtungen sich entfernt hat. Aber auch derjenige, welchen vorzugsweise das Aeußere der Begebenheiten anzieht, wird in der dithmarsischen Geschichte Thaten und Kämpfe antreffen, welche den berühmten Freiheitsschlachten der Schweizer an eigenthümlichem Interesse nicht nachstehen.

Der Zweck dieses Büchleins ist erreicht, wenn es Einem oder dem Andern der hartbedrängten Schleswig-Holsteiner als ein Freundesruf aus dem innern Deutschland erscheint, und wenn es etwas dazu beiträgt, in der Brust der übrigen Deutschen die Theilnahme für diese Länder zu erhöhen, und das Gefühl zu beleben, daß des Vaterlandes Ehre verloren ist, so lange Schleswig-Holstein preisgegeben wird.

Blankenburg, den 28. Juli 1850.

Wilhelm Volkmar.

# Inhaltsverzeichniß.

# Einleitung.

Nicht des Raumes Ausdehnung, sondern des Geistes Kraft giebt das Maß menschlicher Größe; nicht die Reihe glänzender Herrscher, nicht die Masse unterworfener Gebiete, sondern der Bürger Freiheit ist der Staaten Ruhm. Klein ist das Land Dithmarschen, nicht ausgezeichnet durch Schönheit der Natur, keine Ritter und Fürsten hat es aufzuweisen, keiner Eroberung kann es sich rühmen; — und doch darf es, ein schlichter Bauernstaat, keinem Reiche der Erde weichen, denn seine Bewohner haben mit Einsicht, Muth und Kraft das höchste Kleinod deutscher Männer, die alte, edle Freiheit, unter Allen am reinsten bewahrt, am tüchtigsten fortgebildet und am muthigsten vertheidigt. Auch sie haben endlich dem Schicksale erliegen müssen, aber selbst die Trümmer ihrer großen Zeit lassen sie noch in der Gegenwart reich und neidenswerth erscheinen.

Dithmarschen ist eine Halbinsel, von der Elbe, der Nordsee und der Eider umflossen, höchstens 7 Meilen lang und 5 breit, im Osten mit Holstein in breitem Zusammenhange. Das Wesen aller deutschen Nordseelande beruht auf dem Gegensatze von Marsch und Geest. Letztere erhebt sich im Norden und Süden des Landes in scharfer Zeichnung, zuweilen einige hundert Fuß hoch; in der Mitte ist der Ab-

hang gelinder. Der Boden der Geest ist sandig, doch oft fruchtbar, nie so schlecht, als in der Lüneburger Haide. Völlig eben ist das Land nirgend; meist ziehen nicht unansehnliche Höhen, auf deren Gipfel noch jetzt zahlreiche alte Grabhügel ragen, zwischen Moor und Wiesen hin. Vor Zeiten war Alles Sumpf, Haide oder dichter Wald, größtentheils Eichen, deren nach Westen gekehrte erste Reihen, vom Seewinde zerrissen, blätterlos und krüppelhaft dastehen, indem sie sich selbst zum Schutze der übrigen preisgeben; auch diese hindert die Gewalt des Windes am hohen Wachsthum; desto dichter aber ist die innere Verzweigung. Auf einzelnen Höfen lebten hier frei und roh die alten Einwohner, wie Cäsar und Tacitus die Germanen schildern.

Am Fuße der Geest dehnt sich, eine halbe bis zwei Stunden breit, die flache Marsch, ein Geschenk des Meeres, welches anschwemmend sie täglich vergrößert, aber eifriger noch die eigene Schöpfung zu zerstören trachtet. Täglich zweimal ist dieses Gebiet nicht nur mit Ueberfluthung, sondern mit Vernichtung bedroht, und es ist keine Volkssage, sondern traurige Gewißheit, daß einst der Pflug ging, wo jetzt Schiffe ziehen, und daß, wo jetzt die Schaaren der Fische wimmeln, freie und starke Männer in reichen Dörfern wohnten. Erst vor 500 Jahren riß die Mündung der Eider, welche früher nur in einem schmalen Bette sich ergoß, zu einem großen Meerbusen aus; noch jetzt entstehen und vergehen Inseln in der Nordsee, und nur mit der größten Anstrengung vermittelst mächtiger Granitdämme hält man das Norduferr der Elbe. Stundenweit tritt zur Zeit der Ebbe das Meer zurück, und das grau blinkende Watt bezeichnet das große, wüste Gebiet, über welches die Welle die Herrschaft behauptet.

Doch die gewöhnlichen Fluthen, zumal im Sommer, gehen nicht über die Marsch. Der fette Boden erzeugt reichliches Gras, und die angränzenden Geestbewohner trieben ihr Vieh hinab auf die einladende Weide. Durch plötzliche Ueberfluthun-

gen belehrt, schütteten sie Erdhügel (Wurten oder Warfe) auf zur Zuflucht für Hirten und Heerden. Bald fingen sie an hier feste Wohnsitze zu nehmen, und Plinius beschreibt die Lebensweise dieser Marschleute folgendermaßen: „Dort (in der Marsch) bewohnt ein armseliges Volk hohe Hügel oder Aufschüttungen, die nach den Erfahrungen der höchsten Fluth mit den Händen gemacht sind; darauf haben sie die Häuser errichtet, so daß sie Schiffenden ähnlich sind, wenn die Wasser die Umgegend bedecken, wenn sie aber zurückgewichen sind, Schiffbrüchigen. Um ihre Hütten fangen sie die Fische, welche mit dem Meere zugleich entfliehen. Sie können kein Vieh haben und sich mit Milch ernähren, wie ihre Nachbaren, nicht einmal mit wilden Thieren kämpfen, da jedes Gebüsch weit entfernt ist. Aus Schilf und Binsen flechten sie Seile, um den Fischen Netze zu stellen, und indem sie Lehm, welchen sie mit ihren Händen herausholen, mehr durch den Wind als durch die Sonne trocknen, erwärmen sie mit Erde ihre Speisen und ihre vom Nordwinde erstarrten Eingeweide. Sie haben kein Getränk als Regenwasser, welches sie in Gruben vor dem Hause aufbewahren; und doch würden sicher diese Leute, wenn sie heute von dem römischen Volke besiegt würden, sagen, daß sie Knechte geworden wären." Die letzten Worte des Römers enthalten ein unwillkürliches, großes Lob dieser armen, aber freiheitsliebenden Menschen. Auch schien dem verfeinerten Südländer ein solches Vaterland jammervoller als dem sturmgewohnten Germanen. Brunnen giebt es in den Marschen jetzt wenigstens überall, wenn auch das Wasser nicht sonderlich ist. Vieh konnten die Marschleute recht gut halten, und thaten es auch schon früh, anfangs Schaafe, später mehr Rindvieh. Die Durchschnitte alter Wurten, welche man allmälig immer höher, bis über 20 Fuß, nicht nur für einzelne Wohnungen, sondern für Dorfschaften und Kirchen aufthürmte, zeigen in ihren Schichten und Ueberresten die Art, wie man aufschüttete, baute und wirthschaftete. Noch gegenwärtig

geben uns die Halligen*) Nordfrislands ein Bild dieses Lebens. Armselig aber war es immer und voll Todesgefahr; selbst als man anfing, sich durch schwache Deiche gegen die Sommerfluthen zu schützen, und nun hin und wieder Gerste und Hafer gebauet werden konnten. Fest mochte der Mensch in diesem unsichern Boden nicht wurzeln. Auf dem Rande der Geest aber, dicht an der Marsch, wo die Vorzüge beider sich vereinigen, entstanden die bedeutendsten Ortschaften.

*) Halligen sind die flachen, unbedeichten, der Ueberfluthung ausgesetzten Inseln in der Nordsee.

## Erstes Capitel.

---

# Die Vorgeschichte.

---

Als Griechenland und Rom ihre Laufbahn längst vollendet hatten, als auch die südlichen Stämme der Germanen schon eine Geschichte besaßen, lag noch tiefes Dunkel auf diesen Gegenden. Die Aufzählung ungewisser Vermuthungen wird man uns erlassen. Die Dithmarschen gehörten zu dem großen und starken Volke der Sachsen, welches sich von den Quellen der Ruhr und dem Südfuße des Harzes bis zur Eider ausbreitete. Ihre Kraft und Härte bewährten diese in rauher Witterung in tiefen Eichenwäldern oder auf feuchter Marsch im Angesicht des verderbendrohenden Meeres aufgewachsenen Männer, als sie mit den übrigen Nord-Elbingern*) dem großen Carl am längsten und hartnäckigsten widerstanden. Endlich aber, i. J. 804, mußten auch sie dem Herrn huldigen und sich zum Christenthume bequemen. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Pfingsten, pflegte große Taufe zu sein, und bei Todesstrafe mußte Jeder erscheinen. Fast in der Mitte des Landes, von Nord nach Süden gerechnet, unweit der Vereinigung von drei kleinen Flüssen, auf einem Vorsprunge der Geest, nur eine halbe

---

*) So hießen die sächsischen Einwohner des jetzigen Holstein.

Stunde vom Meere, liegt Meldorf. Hier pflegte schon der zweite Bischof von Bremen, Willerich (791—841), sich oft aufzuhalten; von hier aus wurden nach und nach die andern Kirchen des Landes gegründet, im Ganzen 24. Aber nur sehr allmälig vermochte das Christenthum die Gemüther der Einwohner umzuwandeln. Fortwährend verkauften sie Christen als Sklaven an die heidnischen Normannen, und noch 1133 wird geklagt, daß sie nichts von Auferstehung der Todten wüßten.

In weltlichen Dingen stand Dithmarschen unter den Grafen der Elbgestade, welche ihren Sitz zu Stade nahmen und bald, wie es in ganz Deutschland geschah, unter Carl des Gr. schwachen Nachfolgern ihre ursprünglich rein amtliche Gewalt erblich zu machen wußten. Schwer litt das Land durch die Seeräuberzüge der Normannen, und auch durch Einfälle der Slaven von Meklenburg und Wagrien (das östliche Holstein) her. Doch wurde dadurch die Freiheitsliebe und der wilde Sinn der Dithmarschen nicht gebrochen. Als die Grafschaft Stade in eine nördliche und südliche getheilt war, erschlugen sie, denen Herrenburg und Hofhalt im eigenen Lande zuwider war, kurz nach einander zwei ihrer Grafen, Dedo und Etheler um d. J. 1030. Bald darauf kam der ungetheilte Besitz des Gestades an Luther Udo I., der auch die Nordmark, deren Sitz zu Salzwedel war, dazugewann († 1057). Darauf gelang es dem berühmten Erzbischof Adalbert von Bremen, von dem 12jährigen Heinrich IV., über welchen er Alles vermochte, die ganze Grafschaft zum Geschenke zu erhalten (1062). Doch geschah dies mit gutem Willen des damaligen Besitzers, Luther Udo II.; denn dieser erhielt sogleich die Grafschaft, noch mit geistlichen Gütern vermehrt, als Lehn von Bremen zurück. So wurde außer der geistlichen auch die weltliche Verbindung des Erzstiftes mit Dithmarschen angeknüpft, welche für die Geschichte des Landes so höchst folgenreich gewesen ist.

Auf der Südostecke erhebt sich die Geest am höchsten und steilsten; ihren Scheitel bedeckte hier das Burgholz. Vom kegelförmigen Gipfel des äußersten Berges überblickt man viele Stunden weit im Osten die Wilster- und im Süden und Südwesten die Elb-Marschen, und jenseits des Stromes das Kedinger Land. Angenehme Thalgründe ziehen sich vom Gipfel in die Tiefe hinab. Auf einem niedrigeren, angelehnten Hügel lag die Bokelenburg, deren äußere Umwallung jetzt den freundlichen Kirchhof des großen Dorfes Burg einschließt. Von hier aus beherrschte Graf Rudolph II. das nur unwillig gehorchende Land. Er war ein harter Mann und erlaubte sich mancherlei Unbilden; noch verhaßter aber war seine Frau, Waldburg aus Steiermark. Es kam eine theure Zeit, und die Leute vermochten nicht die aufgelegte jährliche Schatzung zu zahlen. Im folgenden Jahre war ein reicher Landmann beim Grafen zu Gaste und bewirthete diesen nachher wieder im eigenen Gehöfte. Um seinen Reichthum zu zeigen, ließ er die Sitze von Kornsäcken herrichten, und zur Unterhaltung das schöne und zahlreiche Vieh aller Art sich im Hofe umhertummeln. Das verdroß die Gräfin; und sie verlangte von ihrem Manne, er solle jetzt die Schatzung von beiden Jahren auf einmal eintreiben. Dieser folgte ihr; die Bauern aber sannen nun auf seinen Untergang. Am 15ten März 1155, dem Tage, wo das Zinskorn gewöhnlich geliefert wurde, fuhren viele Wagen nach einander auf die Burg, so daß sie im Thore sich drängten und dessen Schließung verhinderten. Die ersten waren wirklich mit Korn beladen, auf den übrigen aber steckten in den Säcken bewaffnete Männer, und viele handfeste Landleute gingen als Treiber und Träger nebenher. Im rechten Augenblicke gaben diese das Zeichen mit dem Spruche:

„Röhret de Hände,
schnidet de Sackesbände!“

Da schnitten Jene sich mit Messern schnell heraus, und überwältigten leicht die bestürzte Besatzung. Die Gräfin stürzte

sich vor Schrecken oder nach einem anderen Berichte, weil sie von den Dithmarschen grausam verstümmelt war, in die dicht vorbeifließende Aue, welche davon Waldburgsaue, jetzt Wolversaue, genannt wurde. Der Graf hatte sich in das innerste, verborgenste Gemach geflüchtet, wurde aber durch eine zahme Elster, welche ihm folgte, verrathen. Andere sagen, die Bauern hätten ihn am dritten Tage bei der Schleifung der Burg gefunden. Jedenfalls wurde er getödtet und die Festung zerstört.

---

## Zweites Capitel.

---

## Die Begründung der Freiheit.

---

Nach dem Tode des Grafen Rudolph II. folgen 82 unruhige Jahre, während welcher die Dithmarschen immer mehr in die Kriege der benachbarten Fürsten hineingezogen wurden, so daß nach menschlicher Berechnung der gänzliche Untergang der Selbstständigkeit unvermeidlich schien. Aber ein gutes Geschick bewahrte sie auf zu fester, glücklicher Freiheit. Rudolphs II. rechter Erbe war sein einziger Bruder Hartwig, Domherr zu Magdeburg. Aber der geistliche Herr getraute sich nicht, die wilden Männer, welche soeben seinen Bruder erschlagen, zum Gehorsam zu bringen. Nachdem er erst Hülfe bei Magdeburg

gesucht, überließ er sein Recht an die Grafschaft dem Erzbischof Adalbert von Bremen, der schon Lehnsherr war; dieser nahm ihn dafür als Domprobst in das Erzstift auf, und als Hartwig 1148 selbst Erzbischof wurde, so war dadurch Stade und Dithmarschen, wie es schien, für immer mit Bremen vereinigt. Aber nur mit Hülfe des mächtigen Sachsenherzogs, Heinrich des Löwen, konnte nach schrecklicher Kriegsverwüstung das widerspänstige Land zum Gehorsam gebracht werden.

Damals war, seit 1106 oder 1110, der Heldenstamm der Schauenburger im Besitz der Grafschaft Holstein. Adolph II., der Sohn des ersten Besitzers, hatte mit ganzer Macht zur Unterwerfung von Dithmarschen geholfen; dafür erhielt er, als der Herzog dem Lande einen Zins an Waizen, Rocken, Schaafen u. s. w. auflegte, einen Theil dieser Schatzung zum Lohne, welcher später auf 200 Scheffel Hafer jährlich geschätzt und noch lange von einigen Kirchspielen der Geest entrichtet wurde.

Als jedoch 1156 der Erzbischof, weil er auf dem Römerzuge säumig gewesen war, sich den Zorn Friedrich Barbarossa's zugezogen hatte, der Herzog aber am höchsten in der kaiserlichen Gunst stand, ergriff dieser herrische und ländersüchtige Fürst die Gelegenheit und nahm Stade mit Dithmarschen für sich selbst hin. Ueber Letzteres setzte er einen Grafen Reinold, welcher von der Stellerburg aus das Land in Gehorsam halten sollte. Diese Burg war an einem See, zwischen Wald und Moor im Norderthеile erbaut, welcher von jeher der Herrschaft am unzugänglichsten gewesen war.

Beide Grafen, Adolph und Reinold, folgten 1066 dem Herzoge auf einem Zuge gegen die Slaven, und beide wurden bei Demmin an der Peene in einem feindlichen Ueberfalle erschlagen. Das schien den Dithmarschen die rechte Zeit zur Abschüttelung der Grafenherrschaft. Als am Pfingstfeste der größte Theil der Besatzung, um sich mit Spielen zu ergötzen, die Stellerburg verlassen hatte, näherten sie sich der Festung,

indem sie grüne Zweige in den Händen trugen. Freilich rief der Wächter: der Wald kommt! aber die Reisigen achteten es nicht. So drangen die Dithmarschen ohne Mühe ein, hieben die zurückgebliebene Mannschaft nieder, jagten die Andern davon und schleiften die Burg. Ob Heinrich der Löwe dafür Rache geübt, ist unbekannt.

Als der stolze Herzog durch seinen eigenen Uebermuth in des Reiches Acht fiel und endlich in die Verbannung wandern mußte, kam unsägliche Noth und Verwirrung über die Länder des nördlichen Deutschland. Die Dithmarschen, über wiederholte Verheerungen ihres Gebiets entrüstet, von Jedermann angegriffen und von Niemand geschützt, wandten sich endlich an Waldemar, den Bischof von Schleswig, einen Seitensprossen des dänischen Königshauses, und unterwarfen sich den Dänen. Sie trösteten und entschuldigten sich damit, daß sie sagten, so blieben sie doch unter St. Peter, ob es nun St. Peter von Schleswig oder von Bremen sei. Aber schwer mußten sie es 40 Jahre lang büßen, daß sie zum ersten und auch zum letzten Male, des deutschen Namens vergessend, sich den Fremden überliefert hatten. Es war damals die Zeit, wo Dänemark dem Norden Gesetze gab.

Waldemar I. der Große (1157—82) faßte zuerst mit kräftiger Hand die auseinanderfallenden Theile dieses Reiches zusammen, und gewann dann, meist im Bunde mit Heinrich dem Löwen, großen Einfluß über die Küstenländer der Slaven. Kanut (1182—1202) folgte mit Glück seines Vaters Fußstapfen, und als in den letzten Jahren eine zehrende Krankheit ihn selbst lähmte, schritt sein Bruder Waldemar, Herzog von Schleswig (nicht zu verwechseln mit dem vorhergenannten Bischof), nur desto rascher und rücksichtsloser fort. Es gab in Deutschland keine einige Macht des Widerstandes; die Welfen blieben den Dänen befreundet, und das Herzogthum Sachsen, früher so gewaltig, war unter den Händen Bernhards von Anhalt zu einem bloßen Schatten zusammengeschwunden; die

deutsche Reichsmacht war gebrochen durch den Thronstreit zwischen Philipp von Schwaben, dem Hohenstaufen, und Otto von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen. Adolph III. von Holstein hielt sich zu dem Hohenstaufen, die Dänen zu dem Welfen. Im J. 1199 begann der Krieg im Norden der Elbe, und schon 1201 wurde der Graf um Weihnachten in seiner Hauptstadt von einer großen Macht der Dänen und ihrer Verbündeten umlagert und mußte sich, da das lose Eis jede Flucht über die Elbe unmöglich machte, auf Bedingungen ergeben. Die Dithmarschen, welche sich beim Belagerungsheere befanden, rotteten sich zusammen, um den gefangenen Fürsten, den Verheerer ihres Landes, zu erschlagen, und die Dänen hätten das, wie es scheint, nicht ungern gesehen, aber die Leute des Grafen von Schwerin beschützten ihn. Doch wurde er wider den Vertrag in Fesseln gelegt und auf einem Schlosse in Seeland gefangen gehalten.

Bald darauf starb Kanut, und Waldemar II. bestieg den Thron. Er nannte sich: „Von Gottes Gnaden König der Dänen und Slaven, Herzog von Jütland, Herr von Nord-Elbingien." Graf Adolph mußte nun endlich auf alle seine Länder im Norden der Elbe verzichten, und ging, um nimmer wiederzukehren, in die kleine Stammgrafschaft Schauenburg an der Weser.

So hatten denn die Dithmarschen einen Herrn, und zwar einen tüchtigen. Nahe der Eider wurde die Festung Lin gebaut 1217 (wahrscheinlich Lunden). Ein holsteinischer Edelmann, der früher seinen Fürsten verrathen, mit Namen Schack, verwaltete und drückte das Land. An Ruhe war bei den steten Kriegen nicht zu denken. Wer aber konnte aufstehen gegen den Herrscher, den man den Sieger nannte, der den Norwegern einen König aufnöthigte und das ferne Estland zum Christenthume zwang?

Alle Hoffnung schien verloren, als Kaiser Friedrich II. sich nicht schämte, 1214 die Länder nördlich von der Elbe

und Elde, sowie auch die Gebiete der Slaven, also Holstein, Meklenburg und Pommern, förmlich vom deutschen Reiche an Dänemark abzutreten.

Aber der Mächtigste erliegt oft dem kleinsten Feinde. Graf Heinrich von Schwerin war von Waldemar mannichfach gekränkt und seiner halben Herrschaft beraubt; er fürchtete das Schlimmste und sann auf Nothwehr und Rache. Als der König auf der kleinen Insel Lyöe bei Fünen unter einem Zelte von der Jagd ausruhte, wurde er vom Grafen in der Stille der Nacht den 6. Mai 1223 mitten unter seinem nichts ahnenden Gefolge ergriffen, verwundet, gebunden und sammt seinem ältesten Sohne unbemerkt auf einem kleinen Schiffe über die Ostsee geführt, und endlich in der Festung Dannenberg, im Süden der Elbe, geborgen. Alsbald erhoben sich die unterdrückten deutschen Fürsten und Städte zur Freiheit. Adolph IV. von Holstein, der Sohn des vertriebenen Grafen, wurde durch den kriegerischen Erzbischof Gerhard von Bremen über die Elbe geleitet, eroberte die feste Stadt Itzehoe und in Kurzem sein ganzes Land. Langsamer rüsteten sich die bestürzten und wenig einigen Dänen. Bei Mölln kam es im Februar 1225 zur Schlacht. Die Deutschen siegten, und der gefangene König mußte nun durch die härtesten Opfer seine Freiheit erkaufen. Aber er konnte den Verlust des Ruhmes und der Macht nicht ertragen; vom Papste Honorius ließ er sich seines Eides entbinden, und das Gottesgericht der Schlacht mußte nun entscheiden. Zuerst stürzte der Ergrimmte über Dithmarschen her, und das Land wurde ungeachtet des heftigsten Widerstandes und großen Verlustes der Dänen nochmals verwüstet und wieder bezwungen. Das folgende Jahr brachte die Entscheidung. Auf der hohen Haide von Bornhövede im Herzen von Holstein standen die Heere der Deutschen und Dänen gegen einander. In der Mitte von jenen hielt der Erzbischof von Bremen mit dem Grafen von Holstein; ihnen gegenüber führte der König selbst die Hauptmacht der

Dänen. Auf der rechten Seite standen die Schweriner und Lübecker gegen den ältesten Sohn des Königs, den linken Flügel behauptete Herzog Albert von Sachsen, für die Dänen focht hier Otto von Lüneburg, der einzige Enkel Heinrich des Löwen, der Neffe Waldemars. Bei der Nachhut der Dänen waren auch die Dithmarschen, welche gezwungen Heerfolge leisten mußten. Sie aber schickten heimlich Boten an die deutschen Fürsten und versprachen zu ihnen überzutreten, doch wollten sie in Zukunft unter keinem weltlichen Herrn, sondern nur unter dem Schlüssel St. Petri zu Bremen stehen. Zwei Tage beobachteten sich die beiden Heere, dann, am 22. Juli 1227, eröffnete der Erzbischof die Schlacht. Bis gegen Abend wurde heftig gekämpft, dann im rechten Augenblicke kehrten zum verabredeten Zeichen die Dithmarschen die Spitzen ihrer dreieckigen Schilde nach oben, brachen von hinten in die Reihen der Dänen ein und entschieden das Gefecht. 4000 von diesen wurden erschlagen, Otto von Lüneburg gefangen, der König verlor ein Auge, sank bewußtlos nieder und wurde nur wie durch ein Wunder von einem fortsprengenden Reiter gerettet. Das Uebergewicht der Deutschen war entschieden, Dänemarks Stern war gesunken für immer. Den Dithmarschen wurde zu Theil, was sie verlangt hatten, und sie erfreuten sich von diesem Tage an 332 Jahre lang einer ungeschmälerten Freiheit.

---

## Drittes Capitel.

### Die frisische Einwanderung. Die Umdeichung der Marsch. Die Verfassung.

Die Erzählungen der Kriege und blutigen Umwälzungen, welche gleich hitzigen Krankheiten die Menschheit zu zerstören trachten, pflegen die Bücher der Geschichte zu füllen, während die Gründe und Fortschritte der inneren, gesunden Entwickelung sich meist unsern Augen entziehen. So finden wir nur spärliche Berichte darüber, daß seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts fast überall an den Nordküsten unseres Vaterlandes Colonisten aus dem Südwesten, aus Frisland, Holland und Flandern sich ansiedelten. Besonders waren es die verödeten Slavenländer, in welche die Bewohner jener schon gebildeten und stark bevölkerten Gegenden, von den Fürsten eingeladen und mit zahlreichen Freiheiten begabt, sich gern und zahlreich niederließen, und höhere Bildung und Thätigkeit aus der alten Heimath in die neue hinübertrugen. Auch in Dithmarschen fanden solche Einwanderungen statt; es waren besonders Budjadinger (aus dem Lande zwischen Jahde und Weser) und Wurster-Frisen (an der rechten Seite der Wesermündung), welche unter dem Schutze der Erzbischöfe von Bremen sich nördlich von der Elbe niederließen. Diesen lag daran, sich in Dithmarschen gegen die Grafen von Holstein und die Herzöge von Sachsen zu befestigen; auch war um 1170 die Marsch durch wiederholte Ueberschwemmungen schwer heimgesucht und entvölkert.

Nichts Wichtigeres konnten diese neuen Colonisten den alten Bewohnern zur Mitgabe bringen, als die verbesserte Kunst des Deichens. Jetzt erst begann man sich auch gegen

die hohen Fluthen zu schützen. Rüstig wurde fortgearbeitet, ein Deich nach dem andern geschlagen, Koog auf Koog gewonnen und Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes ohne Blutvergießen, aber mit der größten Ausdauer, den überströmenden Wellen entrissen. Jetzt erst konnte der Bewohner den Boden sein nennen, den er baute; jetzt erst wurde die Viehzucht sicher und recht einträglich. Zu ihr gesellte sich ein eben so reicher Ackerbau, und überall erhoben sich auf der grün glänzenden Marsch die stattlichen Bauernhöfe wie Ritterschlösser, einzeln liegend auf hohen Wurten, mit tiefen Gräben umgeben. Der feste, schwere Kleiboden bedarf kaum einer Düngung, doch hat sich immer die Vorliebe der Marschleute mehr der behaglichen, nie die Erwartung täuschenden Viehwirthschaft zugewandt, bei welcher man fast nichts zu thun hat, als die Rinder auf der Weide sich selbst zu überlassen und den Gewinn hinzunehmen. Sehr groß wurde bald der Wohlstand der Marschen; daß aber Schlaffheit und Weichlichkeit nicht die Herrschaft gewännen, dafür schien schon das rauhe Sturmklima gut zu sagen. Aber noch mehr. Wie die Marsch dasjenige Land ist, wo der Bauer in regelmäßigem Gang des Lebens am sichersten und scheinbar am mühelosesten reich wird, so ist sie doch auf der andern Seite auch das, welches am meisten Anstrengung, Klugheit und Muth erfordert. Tiefe regelmäßige Gräben müssen nach allen Seiten gezogen werden, um das Wasser ab- oder zuzuführen, und das weidende Vieh, welches auch Nachts im Freien bleibt, einzuschließen. Große Schleusen müssen in den Deichen angebracht sein, die sich dem Abflusse der süßen Wasser ins Meer öffnen, und dem Eindringen der Fluth sich schließen. Die Anlegung der Deiche selbst, so einfach es auch scheint, ein Land durch einen Wall gegen Ueberschwemmung zu schützen, ist eine Sache der größten Ueberlegung, Anstrengung und Kostbarkeit, so sehr, daß noch jetzt viele fruchtbare, aber kleine Inseln unbedeicht dem Meere offen liegen, weil der Ertrag

die Kosten nicht decken würde. Deshalb ist dem Marschbewohner nichts theurer und wichtiger, als sein Deich, er nennt ihn seinen goldenen Ring und sagt, er würde mit silbernem Pfluge pflügen können, wenn die Deichlast nicht wäre.

Aber auch so, bei aller Mühe und Sorgfalt, kann er sich nie einer vollkommenen Sicherheit erfreuen, denn das Meer, obgleich scheinbar gebändigt, vergißt sein altes Herrenrecht nicht, und bleibt ewig den Werken der Menschen feind. Kaum kann es einen freundlichern und friedlichern Anblick geben, als wenn die Marsch mit ihren kräftig grünen Wiesen und wogenden Kornfeldern im hellen Sonnenscheine weit sich dehnt; mit großen, festen Häusern, neben welchen Gruppen von Pappeln und Eschen dem Winde trotzen, ist sie dicht besäet; die Fenne*) sind bunt von glänzendem Rindvieh; auf den wohlerhaltenen Deichen und den Vorlanden weiden die Schaafe, und zur Zeit der Ebbe blinkt nur in der Ferne der ruhige Spiegel des Meeres. Wenn aber die Nächte lang geworden sind, und der Mond wechselt, oder auch voll am Himmel steht, und der Nordweststurm daherbraus't, dann sitzt der kräftige Marschbewohner ängstlich in seiner warmen Behausung; denn jeder Augenblick kann ihm den Untergang bringen. Immer gewaltiger drängen die Wellen gegen den Deich; immer höher und höher schwillt die Fluth, bis sie, alle Berechnung früherer Jahre übersteigend, den Deich überströmt. Aber schlimmer noch, wenn der Damm dem gewaltigen Drucke nicht länger Stand halten kann, wenn er reißt und, bis zum tiefsten Grunde zerwühlt, den wüthenden Wogen ein stets weiter sich öffnendes Thor in das innere Land gewährt. So lange noch Abwehr möglich scheint, gilt es mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte erst dem Durchbruche zu wehren, dann wenigstens das Verderben nicht weiter greifen zu lassen. Aber wehe, wenn Alles vergeblich ist, und ohne Widerstand stets wach-

*) Fenne sind die von Gräben umschlossenen, viereckten Feldstücke.

send die Meereswelle das Land überfluthet. Dann ist es schon Glück, nur das bloße Leben zu retten, und der ist neidenswerth, dessen Wurth hoch genug gethürmt ist. Aber wehe dem, der in thörichter Sicherheit seine Wohnung auf den Rand des äußern Deiches selbst setzte. Haus und Hof werden hinweggespült, Grund und Boden zugleich verschwinden mit den Menschen; ja ganze Kirchspiele und große Landschaften sind vom Salzwasser überdeckt, oft in einer einzigen Nacht. Und wenn nun auch das Aeußerste nicht geschieht, wenn die Ebbe den Boden wieder trocknen läßt, so kann man nicht für Acker und Wiese, für Vieh und Haus sorgen, sondern alle Kraft muß dazu verwandt werden, den zerstörten Damm gegen die rasch wiederkehrenden Ueberfluthungen herzustellen, und oft gelingt es erst nach mehreren Jahren, dem Feinde den Eingang völlig zu wehren. Jedenfalls ist das Land, von Salzwasser durchdrungen, auf mehrere Jahre seiner Fruchtbarkeit beraubt, und ein blühender Wohlstand für lange Zeit vernichtet. Alle Jahrbücher der Strandvölker sind voll von diesen Ueberschwemmungsgeschichten und erzählen mit besonderer Vorliebe, wie man Schritt vor Schritt dem Meere den Boden abgerungen hat, und mit Schrecken und Kummer, wie die Fluthen die Länder verheert und verschlungen haben. Erst seit etwa zwei Jahrhunderten scheint sich der Kampf allmälig zu Gunsten des Menschen zu wenden.

Aber nicht bloß eine feindliche Macht war dem Dithmarschen das Meer; es gewährte ihm reichen Fischfang und setzte das Land mit allen Küsten der Nordsee in leichte Verbindung. Da jedoch überall die flachen, unfahrbaren Watte, nur von wenigen schmalen tiefern Rinnen durchschnitten, sich weit hinaus erstrecken, so konnte kein eigentlicher Hafen vorhanden sein. Die Dithmarschen fuhren freilich auf ihren kleinen Fahrzeugen, sogenannten Evern, hin und her, besonders häufig nach Hamburg Frisland und Holland, oder gingen als Matrosen auf fremde Schiffe, trieben auch Seeraub und waren

überhaupt mit dem Meere wohl vertraut; doch wurde der Handelsstand nie bedeutend, und sie blieben ein Bauernvolk.

Mächtig wirkt die ganz eigenthümliche Natur des Marschlandes auf die Bewohner. Der völlig ebene Boden erzeugt Grundsätze ursprünglicher Gleichheit und läßt kein Geburtsvorrecht gelten; jeder Bauer ist frei und edel, und jeder Bauerhof eine Burg. Und doch herrscht wieder eine große Verschiedenheit. Der Boden ist zu fruchtbar und werthvoll, als daß an seinen Besitz sich nicht Rechte und Ansehen knüpfen sollten; darum steht der eigentliche Bauer hoch über dem Handarbeiter, und es bilden sich mächtige Familien; um so mehr, als Sitte und Gesetz gebieten, den Grundbesitz dem Mannsstamme zu erhalten, obgleich hier niemals, wie im Innern Niedersachsens, das Recht geschlossener Höfe gegolten hat. Ein großer Wohlstand war sehr allgemein verbreitet, konnte sich aber nie zu fürstlichem Besitze, der sich über Quadratmeilen ausdehnt, oder auch zu der ungemessenen beweglichen Geldmacht des reichen Kaufmanns erheben. Fremde Sitte war nicht unbekannt, und es herrschte Luxus in Wohnung, Kleidung und bei Tafel. Doch blieb Alles in gewissen bäuerlichen Schranken; man schätzte auch hier das Tüchtige mehr als das Glänzende, und die Lust am Besitze war größer, als die zum Aufwande. Man prunkte mit schönem Vieh, zahlreichen Betten und Silbergeräth, besonders bei Brautfahrten. Man aß in der Regel gut, was schon das Klima erfordert; hoch her ging es besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen, wo dann auch nach alter deutscher Weise des Bieres nicht geschont wurde.

Die Deicharbeit kann kein einzelner Mann für sich unternehmen, sondern Dörfer, Kirchspiele und Länder müssen einstimmig und planmäßig zusammenwirken, wenn Gutes und Dauerndes erreicht werden soll. Dadurch erkennt der Marschbewohner die Nothwendigkeit des Gesetzes, und es kommt ihm von selbst der Sinn für die Ordnungen höherer Art, für Kirche und Staat. So offen die Marsch jedem Feinde zu

liegen scheint, so schwer ist sie zu überwinden. Ueberall versperren dem Fremden breite Wassergräben den Weg, welche der Eingeborne mit Hülfe langer Stangen leicht überspringt. Bei trocknem Wetter erscheint die Erde hart wie Ziegelstein, in der Nässe aber verwandelt sie sich in einen tiefen, zähen Schlamm und ist oft lange Zeit völlig unfahrbar. Dabei beherrscht jeder Hügel, jede niedrige Schanze eine weite Umgebung. Dringt der Gegner dennoch durch, so findet man in dem alten Erbfeinde den zuverlässigsten Bundesgenossen; man öffnet zur Fluthzeit die Schleusen, und die Meereswellen, welche Wiesen und Felder überströmen, müssen auch den eingedrungenen Eroberer hinwegschwemmen. Der Marschbewohner fühlt sich reich und gegen menschlichen Angriff sicher; darum ist er voll Selbstbewußtsein, Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, aber gegen Fremde stolz und nicht selten ungerecht. Dem Meere dankt er seinen Wohlstand und muß zugleich gegen es kämpfen; diesem beweglichen Elemente läßt sich aber nur etwas abgewinnen durch Kenntniß, Ausdauer, Unerschrockenheit und rasche Anwendung der größten Kraft. Und doch vermag er mit alle diesen Eigenschaften oft nichts auszurichten, er fühlt, daß eine höhere übermächtige Gewalt stets über ihm schwebt, und darum bildet ein tiefer Ernst den Grundzug seines Charakters.

Dithmarschen hat etwas mehr Geest als Marschland; letzteres aber wurde bald weit stärker bevölkert. Viele Ortschaften stehen auf dem Rande der Geest, und ihr Grundbesitz liegt sowohl hier als dort. Mithin bilden die reinen Geestbewohner nur den kleineren Theil, und selbst diese empfingen vielfache Anregung von der Marsch und der Küste. Sie konnten es in Wohlstand und äußerer Bildung der rasch sich entwickelnden Marsch nicht gleich thun; dafür aber hielten sie sich auch fern von Luxus und Uebermuth, und die Geest blieb ein Sitz altväterlicher Tapferkeit und Einfachheit. So bildete sich aus der Zusammensetzung und dem Gegeneinanderwirken dieser

beiden Theile, der starren Geest und der bewegten Marsch, das Ganze eines gesunden und kräftigen Staates.

Um 1200 also waren viele Frisen in Dithmarschen eingewandert. Weil durch sie die Marsch erst recht nutzbar und dem Meere immer weiter abgewonnen wurde, so konnte die Einwanderung lange dauern und zahlreich sein. Weil sie in den wichtigsten Künsten, besonders der Deichkunst, als Lehrer auftraten, so war ihr Einfluß bedeutend. Es gab allerdings mancherlei Zwist und blutige Händel zwischen den neuen Ankömmlingen und den alten Bewohnern; im Ganzen jedoch lernte man sich bald vertragen, und die Geschlechter der Sachsen und Frisen glichen sich unter einander bis zur Unkenntlichkeit aus.

Wie das Land aus Marsch und Geest, so ist auch der Charakter des Volkes aus dem beider Nationen glücklich gemischt; frisisch erscheint der kecke Freiheitssinn, die glückliche Fassungskraft und die rasche Ausführung des einmal Gewollten, aber auch der Stolz und Uebermuth und die Neigung zu blutigen Thaten; von den Sachsen stammt besonders der Sinn für gesetzliche Ordnung und die bedachtsame Ueberlegung. Auch die Sprache ist niedersächsisch geblieben.

Man stellt sich gewöhnlich die Anwohner der Nordsee zu langsam und gleichgültig vor. Sie haben allerdings eine ruhige Haltung, verachten ein albernes Wesen und behandeln das Ernste sehr ernsthaft, dabei aber haben sie einen klaren und scharfen Blick und Lust und Fähigkeit zu geistiger Bildung. Die gewöhnlichen Kenntnisse sind nirgend verbreiteter, Bücher fanden sich schon früh fast in jedem Hause, und es war nichts Ungewöhnliches, unter diesen Bauern fertige Lateiner, ja sogar Griechen anzutreffen. So wenig sie Geschwätz liebten, so mächtig waren sie des Wortes, sowohl schriftlich als mündlich, und sie zeichneten sich gleich den Spartanern durch scharfe treffende Antworten aus. Bei den Festen ging es sehr lustig her. Sie hatten mehrere ganz besondere Tänze; noch vor 100 Jahren konnte man die Jünglinge von Büsum

einen schönen altdeutschen Schwertertanz aufführen sehen, wobei sie zuletzt ihre Schwerter so künstlich verschränkten, daß sie den Festkönig darauf stehend in die Höhe hoben. Immer sangen die Tänzer sich selber eine Melodie. Eine Menge Lieder, scherzhafte und ernste, wurden im Lande selbst gedichtet, und kein merkwürdiges Ereigniß durfte unbesungen bleiben.

Die Bande des Blutes wurden heilig gehalten; durch Wappenschilder unterschieden sich die verschiedenen Geschlechter und deren Unterabtheilungen, welche Klüffte genannt wurden. Dabei war ein sorgfältiges Fortführen der Stammtafeln nothwendig, weil bis in die neuere Zeit Familiennamen unbekannt waren. Es war bei ihnen ungefähr wie bei den Griechen: Jeder hängte seinem Taufnamen den des Vaters im Genitiv an, und der Enkel hieß gewöhnlich wieder wie der Großvater, so daß z. B. einem Johann Detleff's ein Detleff Johann's, und diesem wieder ein Johann Detleff's folgte. Die Geschlechter mit ihren Klüfften, oft weit im Lande verbreitet, bildeten jedes ein politisches Ganze; sie standen zusammen in der Schlacht, halfen einander vor Gericht und theilten mit einander Gutes und Schlimmes. Zwei Geschlechter waren vor allen groß; einmal das der Vogdemannen, das Hauptgeschlecht der Frisen, welches von Norden nach Süden die Marsch erfüllte, und eine Mauer mit Zinnen im Wappen führte. Das andere Geschlecht, das der Wollermannen, war sächsischen Ursprunges und wohnte mehr in der Mitte des Landes von Osten nach Westen, von Alversdorf durch die Geest bis Oldenwörden in der Marsch. Ihr Wappen waren zwei gekreuzte Anker, und sie konnten einst 509 gerüstete Männer ins Feld stellen.

Nach altdeutscher Weise wurden nicht blutige, sondern nur schändliche Thaten mit dem Leben gebüßt; Ehre galt über Alles. Da bei diesem trotzigen und ungebundenen Volke jeder Mann bewaffnet ging, so waren besonders bei den Ge-

lagen Händel und Todtſchläge gewöhnlich. Dann mußten die Blutsfreunde den Erſchlagenen rächen. Aber die That galt mehr für ein Unglück als für ein Verbrechen, und deshalb mochten auch den Mörder die Seinen nicht verlaſſen; blutige Familienfehden brachen aus und hätten allgemein und unendlich werden müſſen, wenn es nicht verſtattet geweſen wäre, mit Geld und Gut das vergoſſene Blut zu ſühnen. Den Haupttheil dieſer Mannbuße erhielt das ganze Geſchlecht des Erſchlagenen, einen geringen, welcher Bahne hieß, die nächſten männlichen Verwandten (die Schwertſeite); auch mußte an das vermittelnde Gericht eine Summe als Strafe oder Brüche bezahlt werden. Wunden und Gliedmaßen hatten genaue Taxen. Wurde nach größerm Streit zur Sühne geſchritten, ſo legte man, wie es hieß, Mann gegen Mann, und hob Wunden und Glieder gegeneinander auf. Konnte der Todtſchläger ſelbſt nicht zahlen, ſo mußte ſein ganzes Geſchlecht dafür eintreten. Für den Dieb aber brauchte Niemand zu haften, und er mußte mit dem Strange büßen. Landesverräther wurden geköpft. Auch konnte das Geſchlecht ſich von einem loſen, böſen (quaden) Buben losſagen und ihn dem Gerichte überliefern. Ueberhaupt gab es keinen Schutz des Eigenthums und des Lebens außer dieſer Stammgenoſſenſchaft, weshalb auch fremde Einwanderer nichts eifriger zu thun hatten, als die Aufnahme in eins der Geſchlechter zu erlangen, oft zu erkaufen.

Der Marktfrieden ſicherte durch verdoppelte Bußen den Verkehr und das Gericht. Aehnlichen Schutz genoß Jeder innerhalb des eigenen Hauſes, bei der Beſchäftigung auf dem Acker und beim Arbeiten am Deiche; auch die Mühlen waren vorzüglich begünſtigt. Lag in dem Vergehen ein ganz beſonderer Frevel, etwa gegen das Land oder die Kirche, ſo wurde die Strafe geſchärft durch Verbrennung des Hauſes, durch Erklärung für einen ehrloſen Schalk und durch Uebergebung, d. h. Rechtloſigkeit des Mannes.

Die Sitte war keusch und streng. Wenn ein leichtfertiges Weib für ihr Kind einen falschen Vater angab, so wurde sie mit Hülfe ihrer Verwandten lebendig verbrannt. Ferner heißt es im alten Landrecht: „Wäre ein loses Weib da, um welche mancher Mann sein Haupt niederschlagen muß, ob ihre Blutsfreunde oder wer es wäre, der sie niederschlüge, der soll weder Friedensbrüche noch Buße zu bessern haben.“ Wenn ein Mädchen die Ehre verloren hatte, so durften ihre Verwandten sie unter der Erde oder dem Eise verbergen.

Konnte man vor Gericht die Wahrheit weder durch Beweis noch Zeugen an den Tag bringen, so mußte eine Nemede oder ein Volleid helfen. Bei letzterem schwuren zwölf unbescholtene Männer, gewöhnlich Geschlechtsfreunde, daß sie von der Wahrhaftigkeit und dem Rechte ihrer Partei überzeugt seien. Bei der ersteren erwählte das Gericht neun Männer (gleichsam Geschworene) aus Klufft, Geschlecht oder Kirchspiel des Beklagten, von denen sich dieser jedoch fünf, als ihm feindlich, verbitten konnte. Als letztes Beweismittel blieb immer noch das Gottesurtheil, besonders das glühende Eisen, welches acht Ellen weit getragen werden mußte. Ein besonderer Rechtsfall war folgender: Man fand einen Mann erschlagen, ohne daß der Thäter auf sichere Weise ermittelt werden konnte; die Freunde des Todten aber waren fest überzeugt, daß irgend eine bestimmte Person den Todtschlag verübt habe, dann konnten sie durch 30 Volleide, also durch 360 einzelne, den mangelnden Beweis ersetzen. Den ersten Volleid leisteten zwölf Männer aus dem eigenen Geschlechte, für die übrigen 29 aber mußte man 29 andere Geschlechter gewinnen. Weil es aber sehr schwer und fast unmöglich war, so viel Menschen zu schaffen, so brauchten bei jedem Volleide nur 6 Männer aus dem fremden Geschlechte zu sein, die fehlenden 6 konnte das klagende Geschlecht aus seiner Mitte hinzufügen, und wenn es so zahlreich nicht war, durften dieselben sogar wiederholt schwören. So wurde durch die eidlich erklärte

Ueberzeugung von 30 Geſchlechtern, und wenigſtens 192 Männern, dem Gegner der Todtſchlag zuerkannt; doch konnte dieſer auch dann noch immer zur Reinigung durch das glühende Eiſen ſeine Zuflucht nehmen. Die Geſchlechtsverbindung iſt das wichtigſte Moment in allen Verhältniſſen der alten Dithmarſchen; neben ihr aber zeigt ſich die Eintheilung in Kirchſpiele, und da dieſe, beſonders früher, ſehr groß waren, die Unterabtheilung in Bauerſchaften, d. h. Dörfer. Der Begriff des Kirchſpiels, anfangs nur wichtig für Kirchenvermögen und geiſtliches Gericht, wurde es bald ebenſoſehr für Gemeindevermögen und weltliches Gericht, und da die Kirche der natürliche Ort der Vereinigung für einen beſtimmten Umkreis war, ſo wurde ſie bald der Mittelpunkt für alle Verhandlungen. Die Gränzen und Befugniſſe von Kirchſpiel und Geſchlecht ſtimmten keineswegs überein, und es zeigt ſich ein fortwährendes inneres Kämpfen der uralten Stammrechte gegen die neuere mehr ſtaatliche Gewalt, wobei dieſe, ſowie das Land immer mehr zum Staate wird, allmälig die Oberhand gewinnt.

Es hatte früher einen Adel in Dithmarſchen gegeben; als aber im Kampfe gegen die benachbarten Fürſten das Selbſtgefühl und die Freiheitsliebe wuchſen, und durch das raſche Aufblühen der Marſch der Bauernſtand erſtarkte, da mußten die edeln Geſchlechter es ſich gefallen laſſen, entweder mit Aufgebung aller Vorrechte ſelbſt Bauern zu werden, oder ganz aus dem Lande zu weichen. Ihrer geſchieht zuletzt Erwähnung im J. 1281.

Auch durch ſtädtiſche Macht wurde der Bauer nicht beſchränkt. Denn obgleich Meldorf, wo ſeit undenklichen Zeiten die Märkte gehalten wurden, ſchon vom Erzbiſchof Gerhard, dem Sieger von Bornhövede, Stadtrecht erhalten hatte, ſo erſtreckte ſich dies nur über einzelne Punkte der innern Verfaſſung, und Zunftzwang und Bannmeile waren im Lande eben ſo unbekannt als herrſchaftliche Zehnten und Frohndienſte.

Die Verfaſſungs- und Regierungsweiſe war höchſt einfach und naturgemäß. Meiſtens beſorgte jedes Geſchlecht und

Kirchspiel sich selbst; bei besonders wichtigen und allgemeinen Veranlassungen wurde eine Landesversammlung, gewöhnlich in Meldorf, gehalten. In alten Documenten kommen als Hauptpersonen vor der Vogt (Advocatus), die Edeln (Milites), die Rathgeber (Consules) und die ganze Gemeinheit des Landes (Tota communitas). Der Vogt wurde vom Erzbischof als erster Beamter und Verwalter der landesherrlichen Rechte aus dem eingesessenen Adel ernannt, und hatte seinen Sitz zu Meldorf. Später erscheinen fünf Vögte, welche nach dem Verschwinden des Adels aus den Bauern genommen werden mußten. Die Rathgeber waren die Angesehensten in den Kirchspielen, welche auch Regierer und Geschworene heißen.

Die landesherrlichen Rechte des Erzbischofs waren etwa folgende. Ihm gehörte die höhere Gerichtsbarkeit, besonders der Blutbann mit den dadurch einkommenden Strafgeldern. Ferner sollte Heerfolge geleistet und jedem neuen Erzbischof beim Antritte seines Amtes ein Willkommen gezahlt werden, der später auf 500 Mark Pfennige festgesetzt wurde. Außerdem gehörte ihm noch das Strandgut, die Elb- und Eider-Fähren, die Heuernte auf der kleinen Insel Tötel, die Benutzung des Kudensee's in der südlichen Marsch und des Burgholzes bei der alten Bokelenburg. Aber zu einer Zeit, wo fast überall der Landmann niedergedrückt wurde, gelang es den Dithmarschen durch kluge Benutzung der Verhältnisse, gestützt auf ihre Tapferkeit, zu immer größerer Freiheit vorzudringen. Der Erzbischof Gerhard war ein Mann, der es sonst verstand, die Widerspänstigen zu beugen, wie er besonders bewies, als er im Jahre 1234 durch die Schlacht bei Altenesch die den Dithmarschen an Gesinnung und Stamm verwandten Stedinger in der Wesermarsch theils umbrachte, theils zersprengte und den schwachen Ueberrest zur Unterwerfung zwang. Aber gegen die Dithmarschen durfte er dergleichen nicht wagen. Schon die Art, wie sie durch die Schlacht bei Bornhövede freiwillig und siegreich unter das Erzstift zurückgetreten waren, machte, daß man sie scheuete und schonte.

Auch ihre Lage, indem sie durch die breite Elbmündung von den übrigen Stiftslanden getrennt waren, sicherte sie vor manchen Ansprüchen, und wenngleich der Erzbischof wenig unmittelbaren Gewinn von ihnen zog, so war es schon kein kleiner Vortheil, wenn sie nur im Allgemeinen seine Hoheit erkannten und ihm zur Vormauer gegen Dänemark und Holstein dienten. Wie gefährlich es dagegen war, wenn sie, durch strenge Behandlung gereizt, sich an fremde Fürsten wandten, hatte die Erfahrung gelehrt. Dazu kam noch, daß die geistliche Herrschaft, wo bei dem Wechsel der Bischöfe aus verschiedenen Häusern auch die politischen Grundsätze und Verhältnisse wechseln, nicht wohl im Stande ist, ein starkes, aufstrebendes Volk lange und nachdrücklich niederzuhalten. Dies zeigte sich im vollen Maße sogleich nach dem Tode des Erzbischof Gerhard 1257, wo die beiden Capitel von Bremen und Hamburg wegen der Wahl in Streit geriethen. Die einzelnen erzbischöflichen Rechte wurden allmälig mehr und mehr geschmälert, oder gingen ganz verloren, und von eigentlicher Herrschaft kann bald nicht mehr die Rede sein.

Auch das schadete, daß schon 1223 der Erzbischof die geistliche Ober-Aufsicht an den Domprobst zu Hamburg förmlich abgetreten hatte, welcher seitdem zweimal im Jahre eine Synode zu Meldorf entweder selbst hielt oder durch seinen Official halten ließ. Er hatte den Bann und die geistlichen Gerichte und die Besetzung der meisten Pfarrstellen, und aus einigen Kirchspielen einen Zehnten. Aber auch gegen diese Vorrechte einer fremden Gewalt kämpften die Dithmarschen fortwährend in ihrer selbstständigen republikanischen Entwickelung. So stehen die Dithmarschen vor uns als ein reiches, kräftiges, stolzes und freies Volk, noch ohne sicheren Staatsverband, aber fest durch die Einheit des Bauernstandes und stark durch das Alles durchdringende Geäder des Geschlechtsverbandes.

---

# Viertes Capitel.

## Das Verhältniß zu den Hansestädten und zu den Grafen von Holstein.

### Gerhard der Große.

Mit den Nachbaren stand man nicht immer im besten Vernehmen, und nur zu oft war eigner Uebermuth Schuld daran. Am meisten Verkehr und Streit gab es natürlich mit den Holsteinern, weil man mit ihnen am breitesten und unmittelbarsten gränzte. Auch glaubten die Grafen immer noch alte Ansprüche auf das Land zu haben, und wurden dabei von einer tapfern Ritterschaft und einem Aufgebot tüchtiger Landleute unterstützt. Ein Glück war es für Dithmarschen, daß das Grafenhaus sich in mehrere Zweige theilte. Bei den vielen Raub- und Plünderungszügen, die beiderseits unternommen wurden, war das Glück fast jedesmal mit den Angegriffenen.

Das Königreich Dänemark sank nach Waldemar's II. Tode in die furchtbarste Verwirrung und durfte nicht an Eroberungen denken. Das Herzogthum Schleswig wurde dabei immer mehr ein eigenes Land. Auf dieser Seite war der meiste Verkehr mit den Nordfrisen, welche die Nordseeküste Schleswigs nebst den vorliegenden Inseln von der Eidermündung bis zur Stadt Tondern bewohnen. Je größer die Aehnlichkeit an Stamm und Sitte war, um so höher stiegen Eifersucht und Widerwillen. Schon zu Waldemar's Zeiten hatten die Frisen unter allen dänischen Unterthanen am be-

reitwilligsten zur Unterjochung Dithmarschens ihr Blut vergossen, und die Dithmarschen vergaßen es ihnen nicht. Bei den vielen Streitigkeiten behielten diese meist die Oberhand, denn, in allem Uebrigen gleich, waren sie stärker durch Anzahl, Freiheit und festes Zusammenhalten.

Die sächsischen Herzöge aus dem anhaltischen Hause hatten aus den Unruhen der vergangenen Zeit Lauenburg davongetragen, und ihr Einfluß blieb dauernd an der untern Elbe; die welfischen Fürsten dagegen waren über diesen Fluß zurückgedrängt. Besonders wichtig aber ist das Verhältniß, welches sich mit den Hansestädten bildete, namentlich mit Lüneburg, Lübeck und Hamburg, welches damals eine nicht große und den Grafen von Holstein zugehörige Stadt war, aber mit Rüstigkeit und Kraft emporstrebte und in eigenen Angelegenheiten sich selbst besorgte.

Die Lage Dithmarschens und der Austausch der Producte knüpften schon frühe ein freundliches Verhältniß, und bald erwachte in beiden Theilen das Bewußtsein, daß die Bürger- und Bauern-Republiken natürliche Bundesgenossen gegen die Macht der Fürsten seien. Zweierlei jedoch störte unablässig das gute Vernehmen. Wahrscheinlich ist keine Küste der Erde durch so viele Schiffbrüche berüchtigt, als die von der Elbmündung nordwärts bis zum Vorgebirge Skagen, wo die Wuth der Nordweststürme so oft die Fahrzeuge mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die zahllosen Bänke und Watten treibt. Der Strandbewohner aber glaubt, daß das Meer mit Allem, was es ihm bringt, sein volles Eigenthum sei, und weil die Stürme und Schiffbrüche ganz außer seiner Macht liegen, so betrachtet er sie wie wunderbare Geschenke des Himmels. Noch in neuerer Zeit hat man bemerkt, wie die gutmüthigsten und bravsten Leute, denen man auf dem Lande seine ganze Habe ohne Bedenken anvertrauen könnte, Gott in allem Ernste um einen gesegneten Strand bitten; wie der Anblick eines gefährdeten Schiffes ihre Leidenschaft aufs Höchste erregt, und

wie sie endlich gleich Seemöven, Einer dem Andern voreilend, auf ihren Raub stürzen. Jetzt hat Gesetz und Polizei ein festes Strandrecht bestimmt; damals schalteten rohe Menschen mit fast schrankenloser Willkür. Noch schlimmer aber war es, daß die starken Küstenbewohner es für rühmlich und ganz natürlich hielten, mit offener Gewalt das Meer, welches ihnen so viel Noth machte, zum Tribut zu zwingen, und dem fremden Kaufmann seine Güter abzunehmen. Auf ihren leichten Schiffen fuhren die Seeräuber, denen jede Tiefe und jede Bank zur Ebbe und Fluthzeit wohl bekannt war, über die gefährlichen Stellen hinweg und bargen sich und ihre Beute in kaum zugänglichen Schlupfwinkeln, während die fremden Verfolger bald auf dem Watte festsaßen. Besonders war denen vom frisischen Stamme die Lust zum Seeraube unwiderstehlich angeboren. Aber auch der Kaufmann war wohl bewehrt, und die Städte suchten mit Nachdruck ihre Bürger zu schützen, hielten kleine Kriegsflotten und übten oft vergeltende Gewaltthat im Lande der Räuber. So mußte mancher tapfere Mann im unrühmlichen Kampfe auf der Elbe sein Leben lassen oder gar auf dem Grasbrooke in Hamburg sein Haupt auf den Richtblock legen. Dann aber wurden Erbitterung und Kampf immer länger und allgemeiner; denn die Verwandten hatten das Blut der Erschlagenen zu rächen, bis endlich die Uebermacht der Stadt zuletzt doch eine Sühne erzwang, theils mit einzelnen Geschlechtern, theils mit den Kirchspielen oder auch mit dem ganzen Lande. Die Geschlechter schwuren Urfehde, d. h. sie wollten festen Frieden halten, und die Sühne für die Todten solle abgethan sein, sonst wollten sie Leib und Gut verwirkt haben und ausgestoßen sein aus der Landesgemeinschaft. Wenn die Geschlechter den Vertrag nicht hielten, so sollten die Kirchspiele die Frevler strafen, und wenn auch diese zu schwach oder zu lässig wären, so sollte das ganze Land eintreten. Zuletzt wurden die Räuber gar mit dem Interdicte bedroht. Die Städte schickten deswegen zum Papste, der Erzbischof Giselbrecht von

Bremen bedrohte die Dithmarschen auf das heftigste, und die Kaufleute gelobten, ferner gar nicht mit ihnen zu handeln. Alles das half aber immer nur auf kurze Zeit, wie man am besten daraus sehen kann, daß von 1265 bis 1316 mit den Hamburgern acht solche Verträge geschlossen sind.

Im Ganzen fließen über diese Zeiten die Quellen noch sehr spärlich. Im J. 1289 zog Heinrich von Holstein mit seinem Vetter Johann von Wagrien gegen die Dithmarschen ins Feld; der Erzbischof Giselbrecht von Bremen dagegen sandte ihnen erfahrene Kriegsleute zu Hülfe. Auf der Geest in Dithmarschen kamen die Heere an einander. Da sprang vor den Holsteinern plötzlich ein Hase auf; die Vordersten riefen: Lauft! lauft! faßt den Hasen! die Letzten aber glaubten das Vordertreffen beginne zu fliehen, und wandten sich alsbald selbst zur Flucht. In diesem Augenblicke machten die Dithmarschen den Angriff und gewannen leicht einen vollkommenen Sieg.

Die Macht der holsteinschen Grafen wurde durch Theilungen immer geringer. Graf Gerhard war ein jüngerer Sohn des ebengenannten Heinrich und hatte sich bis zum 24sten Jahre, bis zum Tode der ältern Brüder, zum geistlichen Stande vorbereitet; dann lebte er als ein dürftiger Herr zu Rendsburg, wie ein Jagdjunker mit geringem Gefolge und einigen Pferden und Hunden. Mächtiger war sein Vetter, der Graf Adolph auf Segeberg, der aber nicht nur gegen Geringe, sondern auch gegen Edelleute Gewaltthat übte. In seinen Diensten stand der tapfere und begüterte Ritter Hartwig von Reventlow, der ihn wegen Beleidigungen verließ und sich Gerhard zuwandte. Er erkannte des Jünglings große Gaben, unterstützte ihn fortan mit Rath und That und bildete ihn zu dem gewaltigen Manne, welcher, listig in seinen Plänen und ohne Schonung in der Schlacht, von den Dänen, deren Geißel er war, aus Haß der kahle, von den Holsteinern aber der große Graf genannt ist. Schon den ersten Anfang bezeichnen Hinterlist und Blutvergießen. Graf Adolph

von Segeberg sollte bezwungen werden. Hartwig erstieg bei Nacht auf einem heimlichen Fußpfade das Schloß und drang in des Grafen Schlafzimmer, um ihn gefangen zu nehmen; als dieser jedoch aus dem Bette aufsprang und zum Schwerte griff, schlug er ihn nieder. Aber im Vorzimmer war zufällig Hartwig's junger Sohn, welcher dem Grafen noch diente: da bedachte Hartwig, wie man sagen könne, der Jüngling habe Theil an der Ermordung seines Herrn, und vergoß, um sein edles Geschlecht vor dem möglichen Verdachte der Schande zu bewahren, auch des eigenen Sohnes Blut. Später pilgerte er als Büßender nach Rom und bewahrte dann Schloß Segeberg für den Grafen Gerhard. Es folgten nun Kriege mit den andern Vettern. In einem derselben standen die Dithmarschen Johann dem Milden von Wagrien gegen Gerhard bei. Sie zogen quer durch Nordholstein, verwüsteten die Kirchspiele Schönfeld, Norddorf und Neu-Münster und rückten endlich in die Hauptstadt ihres Freundes, in Kiel, ein. Dieser aber, der die trotzigen Bundesgenossen im Augenblicke gerade nicht zu brauchen wußte, schickte sie bald wieder fort, und sie kehrten nun, wie sie gekommen waren, durch die Mitte von Holstein zurück. Als sie mit vieler Beute beschwert in Bornhövede anlangten, fanden sie dort neu gebrauetes Bier, badeten sich in ihrem Uebermuthe in den großen Bottichen, zogen dann weiter und lagerten sich sorglos jenseits des Baches Bunsing auf der Haide. Graf Gerhard aber hatte Alles durch Späher erfahren, ließ seine Leute sich durch grüne Zweige verdecken, überfiel die Feinde in der ersten Morgenfrühe und erschlug an 500 der Träumenden und Trunkenen.

Damit noch nicht zufrieden, sammelte er i. J. 1319 von eigenen und fremden Völkern ein großes Heer; sein Schwiegervater, Johann von Sachsen, schickte ihm Reisige, der Herzog Heinrich von Meklenburg und die Grafen von Wunstorf, von Ruppin und von Gunzkow zogen in eigner Person mit, außerdem Ritter und Kriegsleute aus Bremen, Westphalen,

Niedersachsen, Brandenburg und den Ländern der Slaven. Das Heer durchzog, wie es scheint ohne Widerstand, die Mitte der Geest, überwältigte den Landgraben (die sogenannte Süderhamme) und drang durch den tiefen Grund bei Hemmingstedt in die nördliche Marsch ein. Hier bei Oldenwörden stellten sich die Dithmarschen zum Kampfe, aber sie wurden zweimal geschlagen und sollen 1700 Mann verloren haben, obgleich sie selbst nur 500 zugestehen wollen. Die Fliehenden zerstreuten sich durch die Marsch, die Holsteiner hinterdrein zur Verfolgung und zum Raube. Der Kern der Dithmarschen aber hatte sich in die feste Kirche von Oldenwörden geworfen, welche auf der höchsten Wurth des ganzen Landes liegt: die Herren mit ihren Fahnen schlossen sie ein und drohten mit Feuer. Da baten die Dithmarschen drinnen um Gnade. Gerhard aber ließ das aufgehäufte Reisholz anzünden. Als nun die Flamme um sich griff, und vom schmelzenden Bleidache der Kirche die glühenden Tropfen auf die Dithmarschen niederfielen, da riefen sie aus: Wenn wir denn sterben müssen, so soll doch Jeder wenigstens einen Feind mit sich nehmen! Und damit stürzten sie aus der rasch geöffneten Kirchthür auf die Ritter. Aber die Verzweiflung gebar ihnen den Sieg, der überraschte Feind hielt nicht Stand, die Reisigen bei den Fahnen wurden geworfen, die zersprengten und versteckten Dithmarschen sammelten sich überall, verstärkten die Ihrigen, überfielen die zerstreuten Plünderer, verfolgten und schlugen nieder. 2000 Feinde wurden getödtet, darunter, wie die Chronik sich ausdrückt, 12 Landesherren, nur Gerhard selbst und Heinrich von Meklenburg retteten das Leben.

---

# Fünftes Capitel.

## Gerhard des Großen Söhne und Enkel. Die Landesvertheidigung.

Dieser blutige Krieg wurde im J. 1323 durch einen festen, langdauernden Frieden beendet. Die Zerrüttung Dänemarks, die Erbärmlichkeit der königlichen Familie und die Selbstsucht der Großen boten dem Ehrgeize Gerhards eine reichere und leichtere Ernte, als auf den blutigen Schlachtfeldern in Dithmarschen zu gewinnen war. Während er mit der Krone sein Spiel trieb, brachte er durch Vertrag, durch Verpfändung oder Gewalt einen Landestheil nach dem andern unter sich. Im J. 1340 sollte endlich der Hauptschlag geschehen. Aus ganz Niedersachsen und Westphalen hatte er für den höchsten Sold mehr als 10,000 Kriegsleute zusammengebracht. Als seine Freunde ihn besorglich fragten, woher er für so Viele das Geld auch nur für einen Monat zu nehmen dächte, antwortete er lachend: Ich will sie gegen die Dithmarschen führen. Wenn sie siegen, so machen sie sich durch die Beute bezahlt; werden sie aber erschlagen, so brauche ich ihnen keinen Sold zu geben. Mit diesem Heere rückte er in Nordjütland ein; kein Widerstand erhob sich; er selbst lag mit der Hauptmacht in der offenen Stadt Randers. Da wagte ein jütischer Edelmann, Niels Ebbesen, eine kühne That. Mit 60 Gefährten drang er zur Nachtzeit in die Stadt ein, gewann das Quartier des Grafen, erstach den Gewaltigen ohne Gegenwehr in seinem Bette und rettete sich glücklich mit den Seinen; die Schaaren der Söldner zerstreuten sich, ergriffen von gewaltiger Furcht. Dieses war ein schwerer Stoß für das bis zum Throne aufstrebende hol-

steinsche Fürstenhaus. Aber in zwei Söhnen, dem klugen Klaus und dem eisernen Heinrich, lebte der Geist des Vaters fort, und nach langen blutigen Wirren trugen sie doch zuletzt das Herzogthum Schleswig als Beute davon. Für die Dithmarschen schien dieser Ausgang nicht günstig, denn ihr gefährlichster Nachbar begränzte sie nun im Norden wie im Osten, und zwar mit verdoppelter Macht. Doch waren noch lange Zeit die Nachkommen Gerhard's viel zu sehr mit Dänemark beschäftigt, als daß sie gegen Dithmarschen etwas Ernstliches versucht hätten; auf kleine Raubzüge folgten schnelle Friedensschlüsse, welche die Bedingungen von 1323 erneuerten.

Die Dithmarschen traten nach dem großen Siege von Oldenwöhrden mit erhöhetem Selbstgefühl auf. Als im J. 1327 der neue Erzbischof Burchard die Angelegenheiten des Stiftes in der größten Zerrüttung fand, weigerten sie ihm den gewöhnlichen Willkommen von 500 Mark Pfennigen, und erst als der Domprobst Erich von Hamburg die Geistlichen des Landes nöthigte, daß sie von den Kanzeln herab die ungehorsamen Vorsteher mit dem Banne und die einzelnen Kirchspiele mit dem Interdict bedrohen mußten, fügte man sich mit großem Widerstreben.

Uebrigens erlitt im 14ten Jahrhundert das Land dadurch schwere Verluste, daß sich durch mehrere Ueberschemmungen die früher schmale Eider zu einem Meerbusen erweiterte. Später, im J. 1447, finden wir eine Klage der Dithmarschen, daß ein Herr Sievert Dosenrode ihnen von 1352 bis 1388 zur Zeit des Friedens vier verschiedene Male verrätherisch die Deiche durchstochen hätte, das eine Mal seien 5 herrliche Dörfer fortgerissen und in das Wüste gegangen und hätten auch niemals wieder eingebracht werden können. Die Holsteiner leugneten die That.

Dagegen zeigt sich ein erfreulicher Fortschritt darin, daß mancherlei Verträge mit den Städten über Handelsverkehr und Strandrecht geschlossen wurden, so besonders eine Ver-

einbarung der Kirchspiele Meldorf, Weslingbüren, Büsum und des ganzen Geschlechtes der Vogdemannen im Norden und Süden mit den Städten Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Stade, Buxtehude und Itzehoe vom Jahre 1384. Der Hauptinhalt ist: Die Landeseinwohner sollen ihre Hülfe den Schiffern nicht aufzwingen; wenn sie aber auf Begehr Beistand leisten, so erhalten sie von den geretteten Gütern ein Drittel als Bergelohn, zwei Drittel aber bleiben den Kaufleuten. Wenn aber ein leeres Schiff strandet, so werden die geborgenen Sachen dem rechten Eigenthümer ein Jahr lang aufgehoben.

---

Die Dithmarschen und Holsteiner hatten sich bei ihren Fehden und Kämpfen gegenseitig nicht viel vorzuwerfen, und der gelehrte Albert Kranz aus Hamburg sagt in seiner sächsischen Geschichte: „Das dithmarsische Volk ist den Holsteinern zur steten Kampfsübung hingesetzt; schwer enthält es sich der Beleidigungen, weil sie sich Allen an Adel und Stärke voranstellen und nicht dulden, daß sie mit den Uebrigen verglichen werden. Für die Getödteten aus ihrem Volke verlangen sie große Schatzung, aber Diejenigen, welche sie von Andern getödtet haben, halten sie für keines Preises werth. Wenn sie beleidigt haben, kommen sie doch zuerst zur Klage und beruhigen sich schwer, ehe sie nicht den Gegnern doppelt so viel Schaden zugefügt haben.“ So fielen auch im J. 1381 gleich nach Heinrich des Eisernen Tode die Dithmarschen ein und machten große Beute. Als der Graf Klaus das vernahm, brachte er schnell etwa 30 Reiter zusammen, bot die Bauern der Umgegend auf und zog gegen die Räuber. Ein ausgeschickter Kundschafter kam zurück und meldete, daß die Anzahl der Feinde so groß sei, daß man nicht wagen dürfte, sie anzugreifen. Da antwortete der Graf: „Barmherziger Gott! was erschreckst du uns doch? was stellst du dich so furchtsam und

feige? Folgt mir nach! wir müssen ja zum wenigsten sehen, wer die sind, die uns unsere Güter plündern." Als er nun bei Tipperslo der Feinde ansichtig wurde, kehrte er sich zu seinen Leuten und sprach: „Es würde unserm Namen eine ewige Schande sein, wenn die Feinde unser Gut aus dem Lande trieben und uns zusehen ließen. Das ist solch ein Jungferntanz, wovon ihr oft sagt. Laßt uns in Gottes Namen fröhlich dran gehen. Wenn sich aber Jemand wegdrehen würde und nicht mit ansetzen, der soll darnach nicht werth sein, daß wir ihn unter uns leiden." Damit legte er seinen Spieß ein und rannte gegen die Dithmarschen. Seine Reisigen folgten ihm, und es begab sich ein harter Kampf. Unter den Dithmarschen war einer groß und stark vom Leibe in einer gestickten Jacke, der wollte am Grafen Ehre gewinnen, machte sich an ihn und unterstand sich, ihn vom Pferde herab zureißen. Der Graf aber spaltete ihm mit seinem Schwerte den Kopf. Durch dieses Beispiel angefeuert, hielten seine Begleiter sich so wacker, daß die Dithmarschen, obgleich stärker an Zahl, sich dieses Mal keines Sieges rühmen konnten. Gleich darauf wurde wieder ein Vertrag geschlossen.

Dergleichen Raufereien waren die Sache einzelner verwegener Leute, auch wohl ganzer Geschlechter und Kirchspiele; das gesammte Land aber bekümmerte sich nicht darum. Galt es dagegen die Landesvertheidigung, so mußte Jeder bewaffnet ausrücken, der über 14 Jahr alt war. Man kämpfte der Beschaffenheit des Landes gemäß nur zu Fuß, aber wohl bewehrt. Den Kopf schützte eine Stahlhaube ohne Visir, der Hals war frei, von da bis an die Knie reichte ein Panzerhemd, welches auch die Oberarme bedeckte; der leichte dreieckte Schild kommt schon in der Schlacht bei Bornhövede vor. Die Hauptwaffe war eine fast mannhohe Hellebarde, an der einen Seite die Axt zum Hiebe, an der andern die Spitze zum Stoß; im Gürtel trug man ein gerades, kurzes Schwert; nicht zu vergessen sind die langen Stäbe, vermittelst deren

man über die Gräben sprang; auch kämpfte man oft barfuß, um in dem schlüpfrigen Marschboden fester zu stehen; deshalb hatten auch die Strümpfe keine Füße, sondern wurden nur durch ein schmales Leder unter der Fußsohle gehalten.

Von der See- und Flußseite hatte man so leicht keinen ernsten Angriff zu fürchten, weil die Küsten zu flach sind und die Fürsten damals keine erhebliche Seemacht besaßen. Von Südosten schützte die breite, sehr tiefe Wilstermarsch, welche noch jetzt in nasser Zeit fast ungangbar ist; weiter nach Norden aber, im Kirchspiele Albersdorf, hängt die dithmarsische Geest unmittelber mit der holsteinschen zusammen, und vom Schlosse Hanerau führt die große Straße hoch und trocken, ohne sonderliches Hinderniß, bis Meldorf dicht an die Nordsee. Deshalb war diese Mitte des Landes sammt der Hauptstadt jedem Angriffe am meisten ausgesetzt. Der Nordertheil dagegen galt von je her für des Landes Stärke; hier rühmten sich die Einwohner, den Grafen von Stade nie gehorcht, und die Stellerburg Heinrichs des Löwen bald zerstört zu haben, und hier hatte auch die Geest durch ihre besondere Lage eine natürliche Festigkeit. Von Meldorf nämlich biegt sich unmittelbar aus der großen Marsch ein breiter Busen von Marsch- und Sumpfland an den Flüßchen Miele und Fiel weit nach Nordosten bis Nord-Harstedt ein. Diesem entgegen zieht sich von der Eider an der Aue hinauf in südlicher Richtung ein großes Moor, und dieses steht wieder in unmittelbarem Zusammenhange mit dem tiefen Bruche, der sich an der Tiele nach Nordosten bis zur Eider erstreckt, so daß die nordwestliche Geest wie zwei durch die Aue getrennte Halbinseln erscheint, welche mit der großen Geest nur schmal verbunden sind. Dabei ist die Gegend noch unterbrochen durch ziemlich steile Hügel, Sümpfe und kleine Gewässer, und damals war sie mit dicht verzweigter Waldung bedeckt, so daß es heißt: „Ein Eichhorn konnte aus Meldorf bis an das Ende des Landes springen auf Bäumen, und durfte nicht auf die Erde.“

Die Kunst half hier der Natur auf eine einfache Weise nach. Gegen die holsteinsche Tielenburg, welche den Dithmarschen höchst widerwärtig auf den Wiesen südlich an der Eider lag, hatte man mehrere Schanzen aufgeworfen, die Tielenhemme genannt. Weiterhin bedurfte die Sumpfgegend keiner Verschanzung bis unterhalb Tellingstedt, wo die Tiele rasch aus der hohen Geest heraustritt; hier war die starke Tielenbrücke. Dann zog sich nach Westen ein Landgraben durch Sümpfe bis in die damals noch einen See bildende Aue, zwischen den Kirchspielen Henstedt und Nord-Harstedt. Wo sie sich nach Norden gegen die Eider wendet, war die feste Aubrücke. Der Landgraben wich hier südwestlich von ihr ab, erreichte, indem er einen schmalen Geestrücken durchschnitt, das tiefe Mielthal und zog sich bis in die Marsch bei Oldenwöhrden.

Dieser Theil im Südwesten der Aue hieß die südliche oder kleine Hamme, auch wohl die Hamme oder Hemme*) schlechthin, und war, weil hier die Natur weniger für die Befestigung gesorgt hatte, durch mehrfache Gräben und besonders dichte Waldung geschützt. Der nordöstliche Theil hieß die große oder Nordhamme. Wer in der Hamme oder im Schalkholze (bei der Tiele), oder an irgend einer Landwehr beim Holzfällen betroffen wurde, der hatte an das Land 60 Mark verbrochen. An den Hauptstellen, nämlich an der Tielenbrücke, an der Aubrücke und da, wo durch die Gräben der südlichen Hamme, etwa drei Steinwürfe lang, ein schmaler Steinweg führte, wurden später größere Schanzen angelegt, viereckte Thürme erbaut und Geschütz aufgefahren. Durch die bezeichnete Linie wurde das nordwestliche Drittel des Landes wie eine Doppel-Festung von dem übrigen abgesondert. Ueberhaupt bildeten die weit in die Geest sich hinaufziehenden Moore die natürliche Schutzwehr derselben und waren, wo sie

---

*) Hamme, abgeleitet von hemmen, heißt ursprünglich nichts weiter als: Wehr, Verschanzung.

sich einander am meisten nähern, mehrfach durch künstliche Gräben und Schanzen verbunden.

Im J. 1397 starb der alte Graf Klaus von Holstein, ein kluger und ritterlicher Herr und dabei ein Freund der Bauern. Er hinterließ keine Kinder, dagegen waren von Heinrich dem Eisernen drei rüstige Söhne vorhanden, von denen Gerhard sich Herzog von Schleswig, und Albrecht Graf von Holstein nannte; der dritte, Heinrich, hatte den geistlichen Stand erwählt. Das Glück schien den jungen Fürsten zu lächeln; Gerhard erhielt 1398 die Huldigung von einigen bis dahin noch freien Bezirken Nordfrislands; Albrecht überzog im Winter 1399 die Eiderstedter Frisen und erzwang eine Schatzung von 16000 Mark. Mit Dänemark war äußerliche Freundschaft. Mit den Dithmarschen dagegen, scheint es, suchte man Krieg. Erich von Sachsen-Lauenburg, Albrechts Schwiegervater, zog 1402 mit gewaffneter Macht durch Holstein und fiel am Dienstage vor Pfingsten vor Sonnenaufgang in Dithmarschen ein, verbrannte Tennsbüttel und plünderte im ganzen Kirchspiele Albersdorf. Die folgende Nacht war er im Holsteinschen zu Bramstedt, und zog dann mit seiner Beute unangefochten nach Hause. Die Dithmarschen, in gerechter Entrüstung, sandten sogleich eine Botschaft an die Fürsten nach Schloß Gottorp bei Schleswig. In allen Verträgen sei festgesetzt und beschworen, daß man den Feinden des andern Theils weder Durchzug noch Aufenthalt gewähren wolle; Herzog Erich aber habe das unmöglich ohne Vorwissen seines Schwiegersohnes ausführen können; ja sie äußerten später, Beide möchten wohl zusammen den Raub getheilt haben. Gerhard machte anfangs seinem Bruder Vorwürfe; als dieser aber seine Unschuld betheuerte, erklärten Beide in einem Schreiben, welches an die Städte Hamburg und Lübeck und an ihre eigenen biedern Mannen gerichtet war, sie dürften sich nicht ungestraft von den Dithmarschen so ungerechte Beschuldigungen machen lassen. Gleich darauf, noch im Anfange des Juni,

machte auch schon Albrecht einen Einfall in Dithmarschen und plünderte die Kirchspiele Tellingstedt, Nord-Harstedt und Albersdorf. Noch nicht 14 Tage später setzten die Dithmarschen 1000 Mann stark über die Eider, plünderten Stapelholm (die Gegend zwischen Treen und Eider) und verbrannten die Kirche zu Ervede sammt dem Pfarrhause, den Kelchen, Büchern, Glocken und dem Ornate. Daß am 8ten Septbr. ein Waffenstillstand bis zum 3ten Mai 1403 geschlossen wurde, während dessen die Städte die Vermittelung versuchen wollten, hatte um so weniger Erfolg, da schon um Michaelis 1402 die Holsteiner wiederum, wahrscheinlich auf Schiffen von Eiderstedt herüberkommend, den ganzen Nordwesten verheerten. Als sie aber mit ihrer Beute durch die Nordhamme abziehen wollten, setzten die Dithmarschen ihnen nach, und es wäre den Holsteinern vielleicht übel ergangen, wenn nicht plötzlich ein Eiderdamm gerissen und das Land überschwemmt wäre, wodurch Jeder gezwungen wurde, nur an die eigene Rettung zu denken. Als Graf Albrecht schnell herzuritt, um den Abzug der Seinigen besser zu ordnen, stürzte er in der Rüstung mit dem Pferde und verletzte sich so schwer, daß er bald darauf starb.

Er hinterließ keine Kinder; sein Bruder Gerhard übernahm das Erbe und die Blutrache. Nicht genug, daß die Holsteiner von den Schlössern Hanerau, Tielenburg und Schwabstedt (an der Treen) das Land fortwährend schädigten; sie erbauten auch auf Klaus von Alefeld's Betrieb auf dem halben Wege nach Meldorf an der Miele, wo der Bach in die Marsch eintritt, ein festes Blockhaus mit Schießlöchern, Delfbrügge genannt. Das Volkslied singt davon:

He leth wol buwen ein gudt Schlodt,
Unsem ehrlichen Lande tho Gramme.
Do sprak sich Ralves Boiken Sone,
De Beste in unsen Lande:
Tredet hertho, gi stolten Dithmerschen,
Unsen Kummer den wille wi wreken.

Wat Hendeken gebuwet han,
Dat konnen wol Hendken thobreken.
De Dithmerschen repen averluth:
Dat lide wi nu unnd nummermehre,
Wi willen darumme wagen Halß unnd Gudt,
Unnd willen dat gar ummekeren.

Als sie aber nun, von Ralves Boiken geführt, die Veste zu stürmen suchten, wurde dem tapfern Hauptmann der Kopf mit einem Büchsenschusse zerschmettert und dann auf einer Stange vor der Schanze aufgesteckt. Mehrere andere Versuche wurden mit stetem Verluste der Dithmarschen zurückgeschlagen und dabei das Land fortwährend verheert. Die Erbitterung wurde so groß, daß man gegenseitig die Gefangenen tödtete. Natürlich waren alle Vermittelungsversuche der Städte fruchtlos. Vergeblich war es auch, daß die Dithmarschen sich erboten, den Frieden durch eine Summe Geldes zu erkaufen; Gerhard verlangte jährlichen Tribut und Heerfolge, also Unterwerfung, wobei er sich auf entweder nicht vorhandene, oder falsch ausgelegte alte Verträge berief.

Im J. 1404 eroberten und plünderten die Holsteiner sogar Meldorf; doch getraute sich Niemand in dem offenen Städtchen über Nacht zu bleiben, sondern sie zogen sich wieder auf Delfbrügge zurück. Später drang am St. Oswaldustage, am 4ten August, der Herzog selbst mit einem großen Heere durch die Hamme, und ließ den Nordwesten, besonders das Kirchspiel Weddingstedt verwüsten. Klaus von Alefeld führte die Hauptfahne, Heinrich von Alefeld, sein Bruder, hatte ein Fähnlein Schützen. Mit aller Muße wurde geplündert. Heinrich von Alefeld ritt umher und befahl, den Raub, der natürlich meist aus Vieh bestand, zusammen zu treiben und die Häuser hier und dort anzuzünden. Klaus aber ermahnte ihn und sagte: „Es ist Zeit, daß wir wiederum aus dem Lande ziehen, wollen wir ungeschlagen sein von den Dithmarschen.“ Heinrich jedoch verachtete den Rath und ritt, um sein unerschrockenes, männliches Herz zu zeigen, mit seinem Haufen

auf eine Windmühle zu, um diese noch zu verderben und umzureißen. Es war aber wirklich Zeit, denn die Dithmarschen hatten sich gesammelt, lagen an der Hamme in Gebüsch und Gräben im Hinterhalte. Der Herzog hatte unterdeß vor der Hamme der Seinen gewartet; nach und nach zogen die Schaaren heran; die beiden Brüder von Alefeld vereinigten sich nun auch mit dem Herzoge. Einige Bauern mußten die Beute voraus nach Schloß Hanerau treiben und kamen glücklich dort an. Dann begann auch das Heer in die Hamme zu rücken, der Troß und die Knappen voran, welche meist die schweren Schilde und Spieße ihrer Herren trugen. Da brachen plötzlich einige der Dithmarschen hervor, anfangs kaum zwölf; die Knechte erhoben ein großes Geschrei, der Herzog glaubte, es wäre nichts als ein Streit der Buben unter einander und eilte herzu, um sie zur Ordnung zu bringen, wie er war, ohne Helm und nur mit einem Stocke bewehrt. So fiel er unter die Feinde und stürzte mit gespaltetem Haupte vom Pferde. Da kam über die Holsteiner ein ungeheurer Schrecken; erst flohen die Knechte, dann auch die Reisigen, denn von allen Seiten griffen schon die Dithmarschen an. Schwer war für das schlecht geordnete Heer die Flucht; zu Roß schien nicht durchzukommen, darum stiegen die Meisten ab und versuchten zu Fuß die Rettung. Einige stürzten sich seitwärts in den Moor, Andere versuchten die Gräben und das Gestrüpp der Hamme zu durchbrechen, noch Andere sprengten zu Pferde rückwärts gegen die Marsch hin; der große Haufe jedoch drängte sich auf dem engen Steinwege durch die Hamme. Zu beiden Seiten aber standen die Dithmarschen auf den Dämmen und stießen mit langen Spießen die Flüchtigen nieder; die Pferde stürzten hin und versperrten, im Blute sich wälzend, den Weg. So retteten sich nur Wenige aus dem entsetzlichen Gemetzel; die Verwundeten wurden ohne Gnade erschlagen. Herr Heinrich von Siggen, ein Ritter gut, heißt es im Liede, brachte das Banner mit Macht hindurch. Er

wußte des Herzogs Tod nicht. Als aber sein gnädiger Herr nicht nach ihm kam, ist er wieder in den Haufen zurückgesprengt und hat mit seinen zwei Söhnen bis in den Tod gestritten. Es blieben die beiden Brüder von Alefeld, außerdem zehn hohe Herren und 300 andere Edelleute, und Bauern und Knechte ohne Zahl. Die Leichen sollten liegen bleiben den Hunden und Vögeln zur Beute, kaum daß man den Körper des Herzogs und einiger anderen Vornehmen für großes Geld den trauernden Verwandten herausgab. Die Sage berichtet aber, daß die Frauen der erschlagenen Edlen sich in Nonnengewänder gehüllt und selbst die Leichen ihrer Männer über die Gränze geholt hätten, was die Dithmarschen, aus Ehrfurcht vor der heiligen Kleidung, nicht zu hindern wagten. Holstein wurde durch diese Niederlage an den Rand des Verderbens gebracht, die Dithmarschen dagegen feierten seitdem den St. Oswaldustag unter den höchsten Festen.

---

## Sechstes Capitel.

## Die große schleswigische Fehde.

Wenn es jemals den Dithmarschen möglich war, sich zu einem dauernden weltgeschichtlichen Einflusse zu erheben, so war es in diesem Augenblicke. Aber ein einfaches Bauernvolk, welches auf das Innigste mit dem Boden verwachsen ist, der es reichlich nährt, hat wenig Versuchung zu weit reichenden Entwürfen, und hätten auch damals die Dithmarschen an eigentliche Eroberungen gedacht, so möchte ihnen das bei der Tapferkeit der Nachbarstämme und der Macht der Fürsten zu-

letzt doch übel bekommen sein. Aber sich zu dem Gedanken eines großen, freien Bauernstaates zu erheben, die verwandten Nordfrisen und die Bewohner der Elbmarschen und etwa auch die holsteinschen Geestleute an sich zu ziehen, sich jenseit der Elbe mit den Kedingern, Hadlern und den tapfern Wurtsaten zu verbinden, alle Küsten der Nordsee zu einem Bunde zu vereinen, und endlich die Fürstenmacht in ganz Niedersachsen zu brechen: dazu war der Gesichtskreis der Menschen in jenen Zeiten viel zu beschränkt, und der Stolz auf den eigenen Stamm und der kleinliche Haß gegen die Nachbaren viel zu mächtig. Auch ist es nöthig, daß zu solchen Plänen und Unternehmungen einzelne Männer den Willen und die Kraft des Volks in einem Geiste vereinigen. Es ist aber bei allen Bauernstaaten an der Nordsee, die auf so gleichem Boden und Verhältnissen ruhen, auffallend, wie stark das Gemeingefühl, gleichsam der Instinct des ganzen Volkes ist, wie selten dagegen bedeutende Persönlichkeiten im Stande sind, sich aus der Masse hervorzuheben. Dies ist in der dithmarsischen Geschichte so sehr der Fall, daß der tapfere, aber unglückliche Ralves Boiken von der Delfbrügge (siehe S. 41) nach mehreren Jahrhunderten der erste Mann ist, welcher uns namentlich entgegentritt.

Der vor Kurzem noch so blühende holsteinsche Fürstenstamm war durch diesen Schlag fast zerschmettert. Die Wittwe Gerhards, Elisabeth von Lüneburg, stand allein da mit vier unmündigen Kindern, von denen Heinrich im 7ten, Adolph im 5ten Jahre war; die beiden andern waren Töchter, und ein dritter Sohn, später Gerhard genannt, war damals noch ungeboren. In Dänemark herrschte die berühmte Margarethe, welche durch die Calmarsche Union 1397 die drei nordischen Reiche, wie sie glaubte, für immer vereinigt hatte. Selbst kinderlos, hatte sie ihren Großneffen Erich von Pommern an Sohnes Statt angenommen, welcher schon während ihres Lebens den Königstitel führte. Diese kluge und thatkräftige Frau ersah mit Freuden die Gelegenheit, an den verhaßten

Holsteinern das Recht der Vergeltung für das, was diese ihrer Familie einst zugefügt, auszuüben; und sie war um so furchtbarer, als es ihr durch verstellte Freundlichkeit gelang, der trostlosen Herzogin in der ersten Noth einige der besten Schlösser in Schleswig abzulisten, unter andern die Burg Schwabstedt an der Treen, und die Hoheit über die Nordfrisen. Die holsteinschen Großen, welchen Gerhard vor seinem dithmarsischen Zuge die Verwaltung und Vormundschaft anvertraut hatte, waren anfangs heimliche und später offenbare Verräther. Das einzige Heil für die Familie war, daß Heinrich des Eisernen dritter und letzter Sohn, Heinrich von Osnabrück, auf der Stelle herbeieilte, sein Bisthum aufgab und, wenn auch nicht ohne Eigennutz, doch mit rascher Entschlossenheit die Trümmer zusammenhielt.

Anfangs benutzten die Dithmarschen ihr Glück sehr mäßig. Zwei gefangene Ritter, ein Wolf Pogewisch und ein Ranzau, wurden freigegeben und dafür von den Holsteinern die Delfbrügge geräumt. Die Dithmarschen rissen das verhaßte Bollwerk sogleich nieder, denn sie wollten außer ihren einfachen Landwehren keine Befestigung in ihrem Gebiete dulden. Dann kam noch im November 1404 zwischen ihnen und der verwittweten Herzogin und Heinrich von Osnabrück ein zehnjähriger Friede auf die alten Bedingungen zu Stande.

Die vorsichtige Königin Margarethe (sie starb 1412) vermied den offenbaren Krieg mit den Holsteinern; ihr Adoptiv-Sohn, Erich von Pommern, aber war desto ungeduldiger. Das Selbstgefühl der Dithmarschen mußte immer höher steigen, als dieser, der König dreier Reiche, sich auf's eifrigste um ihren Beistand bewarb. Er lud die Angesehenen zu sich, überhäufte sie mit Ehren und Gaben, versprach noch Größeres und erlangte so wirklich 1409 ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung. Im folgenden Jahre brach dann der Krieg zwischen Dänemark und Holstein aus, welcher die Kräfte beider 25 Jahre lang verzehrte. Die Jahre 1413 und 1414 waren

sehr schwer für die Holsteiner. Auf dem dänischen Reichstage zu Nyborg bat der älteste der holsteinschen Prinzen, Heinrich, damals im 17ten Jahre, den König demüthig um die Belehnung mit Schleswig; denn die Grafschaft Holstein, als ein deutsches Reichslehn, konnte ihm auch nicht einmal mit dem Scheine des Rechtes streitig gemacht werden. Schleswig dagegen wurde ihmförmlich abgesprochen. Sein mütterlicher Onkel, Heinrich von Lüneburg, leistete mit Worten einige Hülfe, ließ sich aber dafür mehrere der stärksten Schlösser verpfänden, worunter auch Hanerau, und hatte sogar nicht übel Lust, sie an die Dänen wieder zu verkaufen. Die adligen Vormünder der jungen Fürsten verriethen die ihnen anvertrauten Burgen wirklich, und während König Erich Schleswig und Schloß Gottorp bedrängte, fielen die Herzöge von Lauenburg und Meklenburg im Südosten ein. Viele holsteinsche Adlige raubten damals zu Wasser und zu Lande, auch gegen ihre eigenen Fürsten; unter diesen besonders Otto Schinkel, welcher das feste Haus zur Thielen in Stapelholm besaß. Mit ihm hielten die Dithmarschen gute Feundschaft, kauften ihm die Beute ab, plünderten selbst mit und vertheidigten sein Schloß gegen die Angriffe Heinrichs von Osnabrück, bis es endlich doch von diesem erobert und der ritterliche Räuber aus dem Lande getrieben wurde.

Diese Verwirrungen wurden noch dadurch vergrößert, daß, als die Königin Margarethe das deutschgesinnte Stockholm lange belagerte, sich 1392 in den wendischen Hanse-Städten eine Verbindung von Seeleuten gebildet hatte, um die bedrängte Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Sie wurden deshalb Victualien- oder Vitalien-Brüder genannt; ihr Treiben artete aber bald in ein wüstes Piratenwesen aus und zog sich aus der Ostsee in die Nordsee hinüber, wo dadurch bei den Strandvölkern die angeborene Lust zum Seeraube noch mehr angeregt wurde. Schon seit 1403 hatten die Dithmarschen allerlei Streit mit den nördlichen Frisen gehabt. Besonders

that sich Cord Widerik hervor (1407—1412), welcher eine Genossenschaft um sich bildete, den Kirchthurm auf Pelworm im Nordstrande gewann, sich dort befestigte und die reiche Umgegend Monate lang brandschatzte. Er soll 8000 Mark an baarem Gelde, 7 vergoldete Kelche und 8 solche Tische fortgeschleppt haben; ein anderes Beutestück, ein großes kupfernes Taufbecken mit altfrisischer Inschrift, war noch im vergangenen Jahrhunderte in der Kirche zu Büsum zu sehen. Als Cord Widerik nach mehr als zehn Jahren mitten im Frieden durch Holstein nach Lübeck reis'te, wurde er hinter Segeberg von dem dortigen Vogte, Klaus von dem Damme, eingeholt und ohne Weiteres an einem Baume aufgehängt, nicht unverdient, aber doch ohne Urtheil und Recht; auch ruheten die Dithmarschen nicht, bis Klaus vom Damme den Mann mit 100 Mark bezahlt hatte.

In dem drangvollen Jahre 1414 zogen sich die Eiderfrisen unermeßliches Unglück zu. Die jetzige Halbinsel Eiderstedt bestand damals aus drei Inseln; die größte, welche den Osten und Süden einnahm, Dithmarschen gegenüber, hieß allein Eiderstedt; nördlich davon lag Everschop und im äußersten Westen Utholm. Erst später wurden sie durch Zudeichung mit dem festen Lande und miteinander verbunden. Es begab sich, daß vier Dithmarschen, welche sich des Handels wegen in Eiderstedt befanden, als Pferdediebe angeklagt und verurtheilt wurden, obgleich nicht nur ihre eigenen Landsleute sie für unschuldig hielten, sondern auch unter den Frisen sogleich die Rede ging, es hätten Eiderstedter selbst den Diebstahl verübt. Unter den vier Verurtheilten war ein junger Mann mit Namen Hebbeke Volkeff aus einer reichen und angesehenen Familie in Lunden. Seine Mutter bot nicht weniger als einen Scheffel Weißpfennige für seine Freiheit, und sein Bruder Hebbeke Riquort versprach, jeden Streit zwischen den beiden Landen durch seine Vermittlung völlig beizulegen. Aber Alles war umsonst; die Frisen, durch lange gesteigerten Haß verblendet,

erhenkten die vier auf Borgsand im Angesichte von Dithmarschen. Nun setzte Hebbeke Riquort Alles in Bewegung, um Rache zu erlangen; er vertheilte die Hälfte seines Gutes, reis'te selbst im Lande umher und redete dann zu der Landesversammlung, wo es ihm nicht schwer werden konnte, ein allgemeines Volksaufgebot zu erlangen. Die Eiderstedter würdigten die Gefahr und sandten Boten an den jungen Heinrich von Holstein, um durch schleunige Huldigung seinen Beistand zu gewinnen. Aber wie konnte ihnen dieser helfen, der sich selbst kaum retten konnte? Am 18ten Juli landete ein ansehnliches dithmarsisches Heer unweit Tönningen, erschlug am Strande einen Posten von 6 Frisen, traf dann aber sogleich auf das wohlgerüstete Aufgebot des ganzen Landes. In der Schlacht erlagen die Dithmarschen, und weil die Frisen auch mehrere ihrer Schiffe eroberten, ertranken noch Viele in der Eider. Gerade 300 sollen umgekommen sein; die Frisen verloren etwa 140 Mann.

Da mochte kaum Einer in Dithmarschen sein, der nicht einen nahen Verwandten oder Freund zu beklagen hatte. Schon am 25sten Juli landeten sie wieder bei Borgsand mit der ganzen Landesmacht, trefflich gerüstet mit Waffen und Harnisch. Die Frisen, obgleich schwächer, lieferten ihnen unmittelbar am Strande eine scharfe Schlacht. Abermals fielen über 100 Dithmarschen, aber die Frisen wurden doch besiegt; 250 lagen todt, die Uebrigen mußten entfliehen. Eigenthümlich ist es nun, zu bemerken, wie allerdings die Dithmarschen schonungslos die Ueberwundenen die Schwere ihres Zorns empfinden ließen, wie sie sich dabei aber doch in der Form ihres Rechtes hielten. Sie forderten für jeden in der ersten Schlacht Erschlagenen die gewöhnliche Mannbuße von 100 Mark, im Ganzen also 30,000, und außerdem Entschädigung für die Kriegskosten. Daß die getödteten Frisen für Nichts gerechnet wurden, mochte sich nach dem Rechte des Sieges von selbst verstehen, oder sie rechneten diese gegen die in der zweiten

Schlacht gebliebenen Dithmarschen. Die Frisen aber verstanden sich nicht zu dieser Zahlung, und so ließen denn die Ueberwinder die strafende Vergeltung walten. Wie man in Dithmarschen selbst die friedlosen Verbrecher bestrafte, so wurden jetzt die Häuser der Frisen verbrannt und fünf Kirchspiele im südlichen Eiderstedt verwüstet. Wer sich dagegen zu einer Abfindungssumme verstand, wurde verschont. Das Gebiet der verheerten Kirchspiele wurde als erobertes Land betrachtet, und nur gegen eine jährliche Schatzung wurde den unglücklichen Einwohnern erlaubt, sich auf den Wurthen ihrer zerstörten Wohnungen wieder anzubauen. Dieser Zins wurde in den Jahren 1415 und 1416 mit aller Strenge eingetrieben, und hin und wieder mußte die Gewalt der Waffen die Zahlung erzwingen. Im J. 1417 bedrohte König Erich von Dänemark die Stadt Schleswig, und konnte in jedem Augenblicke von dort her die Frisenlande für ihre Anhänglichkeit an das holsteinsche Fürstenhaus feindlich überziehen. In dieser Bedrängniß verstanden sich die Eiderstedter endlich zu einem Vertrage, durch welchen sie mit Aufgebung ihrer Selbstständigkeit sich völlig den Dithmarschen unterordneten. Es wurde nämlich bestimmt, daß bei allen künftigen Streitigkeiten zwanzig erwählte Dithmarschen nach Eid und Pflicht, aber nach dithmarsischem Rechte richten sollten. Wer diesen Frieden bräche, sollte treulos und ehrlos sein. Auch versprach man gegenseitig, keine Kirchenräuber, Vitalienbrüder und Hauptleute (d. h. fürstliche Ritter und Beamte) bei sich zu dulden.

Gleich darauf fiel die Stadt Schleswig in König Erich's Hände, und einen Monat später überzog dieser wirklich die drei Frisen-Lande, welche nach so vielem Unglück keinen ernstlichen Widerstand leisten konnten; sie mußten ihm huldigen, und 30 oder gar 80 Geißeln und eine große Menge Schlachtvieh durch das königliche Heer fortführen lassen. Aber noch hatte das Elend nicht den höchsten Gipfel erreicht. Die Dithmarschen glaubten, daß durch diese Huldigung ihre Rechte

beeinträchtigt würden; auch mochte der Zins nicht gehörig geliefert werden, und von den ursprünglich geforderten 30,000 Mark war noch das Wenigste bezahlt. Am 22sten September in der Nacht landete das ganze Aufgebot der Dithmarschen etwas nördlich von Tönningen und überschwemmte unvermuthet ganz Eiderstedt. Noch einmal ermannten sich die Frisen, zur Verzweiflung gebracht, zum Widerstande; sie verloren noch einmal vergeblich über 100 der Ihrigen in der Schlacht, und nun ging die Brandfackel wiederum durch das Land; mehrere Ortschaften wurden zum zweiten Mal zerstört, vorzüglich aber traf die Verheerung den nördlichen Theil von Eiderstedt und dehnte sich bis in den angränzenden Nordstrand aus. Aber jetzt erzeugte doch das Uebermaß des Jammers bei den harten Siegern selbst ein Gefühl des Mitleides und der Reue; wenigstens heißt es im Volksliede:

De Water-Möhle to Husum brennede wy aff,
Da verwurffen wy Prieß und Ehre,
De Kerke to Milstädte brennede wy aff,
Dat vergeve uns Gott de Here.

Doch wandten sie sich noch weiter gegen Westen, um auch das bis jetzt mit Brand verschonte Everschop zu verwüsten; hier aber kamen ihnen vor Garding die Priester mit der Monstranz und Abgesandte der Länder Everschop und Utholm entgegen, baten um Gnade und versprachen die vollständige Zahlung jener 30,000 Mark. Damit erklärten sich die Dithmarschen zufrieden, und nachdem ihnen 30 der angesehensten Männer als Geißeln gestellt waren, kehrten sie friedlich wieder in ihr Land zurück.

Den holsteinschen Fürsten aber wandte sich, grade als die Noth am größten war, das Glück wieder zu. Dem Heinrich von Osnabrück gelang es, den Beistand der Städte zu gewinnen, erst Hamburgs, dann Lübecks und dann der übrigen; später traten noch viele deutsche Fürsten und Herren dazu. Die nordfrisischen Harden*) huldigten von Neuem, und selbst die

*) Harden so viel als Amtsbezirke.

Stadt Schleswig fiel wieder in der Holsteiner Hände. Es schien von der größten Bedeutung, wohin die Dithmarschen sich wenden würden. König Erich ließ es an nichts fehlen, um das gute Vernehmen aufrecht zu erhalten, „er beschickte die Berühmtesten und Besten aus ihnen und begabte sie mit goldnen und silbernen Geschenken, als Bechern, Schalen, Löffeln, Kleidern, mit Seide überzogen, und andern Kleinoden, auch mit einer Summe Geldes, Hebbeken Hans aber, als dem Allervornehmsten, schenkte er ein schönes behendes Schiff mit aller Zubehör, welches die Dänen eine Schnigge nennen.“ Aber auch die Fürsten schickten einen weisen und verständigen Mann, um mit den Dithmarschen zu handeln. Diese erklärten anfangs nach ihrer bäuerischen Ansicht: Der König habe Recht, Schleswig zurückzufordern; denn wenn man auch Jemandem ein Pferd auf einige Zeit geliehen habe, so folge daraus noch nicht, daß er es für immer behalten sollte. Man belehrte sie aber, daß es mit nach Lehenrecht verliehenen Fürstenthümern eine ganz andere Bewandniß habe, und als im Jahre 1422 der junge Herzog Heinrich selbst zu ihnen kam, wurden sie völlig gewonnen und wandten sich vom Könige ab. Ihre Eroberungsansprüche auf Eiderstedt gaben sie, wie es scheint, stillschweigend auf, und die so hart heimgesuchten Eiderstedter konnten in diesen Kriegsjahren ihrem Fürsten schon wieder wirksamen Beistand leisten. Es half dem König Erich nichts, daß er im Jahre 1424 selbst nach Ungarn reiste, und von seinem Vetter, dem Kaiser Sigismund, ein Urtheil gegen die Holsteiner erlangte. Eben so wirkungslos war es, als Sigismund darauf allen deutschen Fürsten, und den Dithmarschen namentlich, aufs Strengste gebot, sich von den Verdammten loszusagen und den Spruch aufrecht zu halten. Schon früher war Heinrich von Osnabrück im Kloster zu Bordesholm gestorben, und 1427 fand der junge, tugendhafte und tapfere Herzog Heinrich seinen Tod, als er die Sturmleiter an den Wall von Flensburg legte, welches das letzte

Bollwerk der Dänen in den Fürstenthümern war. Aber die jüngeren Brüder Adolph und Gerhard führten den Krieg mit gleicher Umsicht fort; Flensburg mußte 1431 doch fallen, und König Erich, nachdem er die Kräfte seiner drei Reiche umsonst erschöpft hatte, zuletzt im Frieden 1435 den Holsteinern das Herzogthum Schleswig überlassen.

## Siebentes Capitel.

# Innere Unruhen.

Unterdeß hatte sich in Dithmarschen Mancherlei zugetragen. Sigismund, der mit großer Thätigkeit, so viel es durch Reisen, Schreiben und Gesandtschaften möglich war, das Ansehen des Kaiserthums aufrecht erhielt, hatte im J. 1420 die Dithmarschen zu einer unmittelbaren Reichssteuer zugezogen. Die Bauern wandten sich klüglich an den lange vernachlässigten Erzbischof von Bremen, Johann von Glamersdorf, und baten bescheidentlich, er möge sie als seine getreuen Unterthanen gegen das Reich vertreten; sie wollten auch künftig alles ihm Gebührende pünktlich leisten. Sie kamen auch wirklich ohne Zahlung davon; dem Bischof aber wurde nachher doch nicht Wort gehalten.

Die große dänisch-holsteinsche Fehde war durch die Theilnahme der Städte immer mehr ein See- und Raubkrieg geworden. Vitalienbrüder erfüllten das westliche wie das östliche Meer, und einzelne Dithmarschen nahmen nur zu häufig an diesem Unwesen Theil. Einer, Namens Abel Reimer, stiftete eine förmliche Raubgenossenschaft, wie früher Cord Wiederick, und trieb es so arg, daß ihn endlich das Land den Hamburgern völlig preisgab, und versprach, daß Niemand das rächen sollte, was ihm oder seinen Gesellen geschähe.

Im Jahre 1431 aber entstand schwerer Streit mit den Hamburgern. Diese verlangten, daß die Dithmarschen ihr Getreide nicht an fremde Kaufleute verhandeln, sondern nur nach Hamburg zu Markte bringen sollten. Das wollten sich diese natürlich nicht gefallen lassen, und es kam vor dem neuen Werke, dem Vorposten der Hamburger an der Elbmündung, zu einem Gefechte, worin mehrere erschossen wurden. Darauf legten die Hamburger einige Schiffe mit 600 M. unter Anführung eines Rathsherrn, Martin Schwartkop, in den Strom, um ihre Handelsfahrzeuge zu schützen. Da dieser Mannschaft die Lebensmittel knapp wurden, so verlangten die Soldaten mit Ungestüm, in Dithmarschen zu landen und zu plündern; denn es sei schändlich, daß sie Hunger leiden sollten, während ihre Feinde vollauf hätten. Herr Martin suchte ihnen zu wehren, denn der Rath hatte ihm jede entschiedene Feindseligkeit verboten; aber er konnte zuletzt dem Ungestüm der Seinen nicht widerstehen und setzte sie wieder seinen Willen ans Land. Er selbst mit der Fahne und 200 Mann hielt am Strande, die Uebrigen vertheilten sich zur Plünderung und begannen gleich mit dem Anzünden einiger Häuser. Da sammelten sich die Dithmarschen und drängten mit Uebermacht die Plünderer zurück. Diese wollten auf die Elbe entfliehen, da aber die Ebbe eingetreten war, so saßen die Schiffe fest. Nun kämpften sie in Verzweiflung, so lange sie konnten, um ihr Leben; aber fast Alle wurden erschlagen; dem Hauptmann riß ein wüthendes Weib den Magen aus dem Leibe und trug ihn auf einem Spieße umher. Doch wurde, weil beide Theile sich nicht gut entbehren konnten, bald darauf durch gute Freunde Versöhnung gestiftet.

Aber im Lande selbst brach in dieser gesetzlosen Zeit der alte Gegensatz der Stämme noch einmal in blutiger Feindschaft hervor. An der Spitze der einen Partei stand Ralves Karsten vom Norddeiche, aus dem großen frisischen Vogdemannengeschlechte, ein unbändiger und räuberischer Mann.

Das Haupt der sächsischen Wollermannen dagegen, Kruse Johann, war friedfertig und gerecht, bis er durch die Beleidigungen der Gegner zur Ergreifung der Waffen, und im Fortgange der Fehde zu vielfacher Gewaltthat genöthigt wurde. Ralves Karsten aber trieb es so arg, daß seine eigenen Geschlechtsfreunde sich endlich von ihm lossagten. Mit den Büsumer Schiffen fuhr er die Elbe hinauf, schloß Nachts den Hamburger Hafenbaum, daß man nicht zukommen konnte, und verbrannte die drinnen liegenden Schiffe. Darauf aber kamen die Hamburger und verbrannten Büsum und Kruse Johann erhielt von ihnen 500 Schützen zur Hülfe gegen die Räuber, und diese setzten den Gegnern so grausam zu mit Rauben, Brennen und Würgen, daß sie um Frieden baten und Ralves Karsten selbst bis zum Vertrage der Sache aus dem Lande weichen mußte. Als er dennoch in demselben Jahre zurückzukehren wagte, wurde er auf dem Kirchhofe zu Weslingburen von seiner eigenen Frau erschlagen. Dies geschah im Jahre 1434.

Auch andere Unglücksfälle trafen das Land. Im J. 1435 brannte der hohe Kirchthurm zu Meldorf ab, und die Bürgerschaft forderte die umliegenden Städte, und ganz besonders die Hamburger zu Beisteuern auf, weil der Thurm den auf der Elbe Schiffenden weithin zum Merkzeichen diente. Man kam auch bald mit dem Neubau zu Stande, aber schon 1444 stürzte der Thurm bei einem heftigen Orkane wieder zusammen. Im Jahre 1436 war eine große Ueberschwemmung. 1437 brach durch den Sohn von Ralves Karsten die innere Fehde von Neuem aus. Aber schon 1434 waren die acht nördlichen Kirchspiele zum Landfrieden wiederholt zusammengetreten und hatten die Hamburger ermächtigt, wenn irgend ein Dithmarsche sie schädigte, und die eigenen Kirchspiele den Uebelthäter nicht strafen könnten, ihre Schützen ins Land zu schicken und den Verbrecher zu züchtigen; die Kosten sollten die Hamburger tragen, den Lebensunterhalt 'aber wollten die Kirchspiele lie-

fern. So wurden die Unruhstifter zu Paaren getrieben; aber es lag darin ein trauriges Bekenntniß der eigenen Rathlosigkeit*), und eine gefährliche Befugniß war einer fremden Macht eingeräumt. Ein Glück war es für die Dithmarschen, daß sie, durch ihr gutes Geschick oder durch richtiges Gefühl geleitet, keinen habsüchtigen Fürsten, sondern eine befreundete Handelsstadt mit solcher Gewalt begabten. In dieser gefährlichen Krisis aber zeigt sich am deutlichsten, wie tief der Sinn für Gesetz und Ordnung diesem Volke eingewurzelt war. Die Größe des Unheils erzeugte das lebhafte Verlangen der Abhülfe. Auf der Heide bei Weddingstedt kam man wiederholt zusammen, und durch die Angesehensten und Besten wurde hier mit Beirath der Städte Lübeck und Hamburg eine Verfassung entworfen, durch welche die lose Verbindung der Geschlechter und Kirchspiele zu einem wirklichen Staate wurde. Dieses geschah im Jahre 1442.

---

## Achtes Capitel.

## Die Verfassung der Achtundvierzig.

Wie und durch wen diese neue Ordnung eingeführt wurde, wissen wir nicht; aber sie selbst kennen wir, und sehen ihre Wirkungen in einer Reihe von 117 glänzenden Jahren. Das alte Ansehen der Geschlechtsverbindungen hatte vor dem mehr räumlichen und staatlichen der Kirchspiele und Bauerschaften

*) Sie selbst gestehen in einer Urkunde: „na dem, dat wy allene to krank weren, dem Copmanne Rechtens to behelpende."

zurücktreten müssen; doch war auch jenes immer noch sehr bedeutend in allen persönlichen Verhältnissen. Noch galt die Verwandtschaft als die heiligste Verpflichtung zu gegenseitigem Schutz; man vertrat einander vor Gericht, leistete Eideshülfe, nahm den Umständen nach Theil an der Zahlung oder an dem Gewinne der Geldbußen, und bestrafte besonders entehrende Verbrechen im Kreise der Blutsfreunde. So lange der Freistaat bestand, galt es für eine Unmöglichkeit, in Dithmarschen zu leben, ohne einem Geschlechte anzugehören. Wie durch die sich weit verstrickenden Wurzeln der Bäume das Erdreich am Abhange eines Berges zusammengehalten wird, so gaben die durch das ganze Land verzweigten Geschlechtsverbindungen dem Staate eine besondere Festigkeit und verhinderten das Auseinanderfallen in einzelne Kirchspiele.

Den untersten Kreis des räumlich und politisch geordneten Staatslebens bildete die Bauerschaft. Hier wurden die rein örtlichen Verwaltungs- und Polizei-Sachen besorgt und eine niedere Gerichtsbarkeit geübt, bis zu einer Buße von 30 Schilling oder auch einer Tonne Bier, welche dann natürlich vertrunken wurde. Weit umfassender waren die Befugnisse des Kirchspiels; kein Rechtsstreit war so groß, daß er nicht in ihm seine Erledigung finden konnte. An der Spitze standen die Schließer (clavigeri), in großen Kirchspielen 4, in kleineren 2, so genannt weil sie den Schlüssel zum Gotteskasten hatten; denn ihr Amt war von der Verwaltung des Kirchengutes ausgegangen. Jetzt lag ihnen die Besorgung des ganzen Gemeindevermögens ob, überhaupt die gesammte Verwaltung; auch Verordnungen durften sie erlassen und Streitsachen schlichten, obgleich sie in der Gesetzgebung und im Gerichte durch die ganze Gemeinde und die Geschworenen beschränkt waren. Da es noch keinen Scharfrichter im Lande gab, so mußten sie, wenn es Noth that, auch die Stelle desselben ersetzen. Sie blieben ein Jahr im Amte, ernannten aber ihre Nachfolger selbst. Sie erwählten sich 10 oder 20 Geschworene, mit denen

zusammen sie das ordentliche Gericht bildeten, in welchem Jeder nur eine Stimme hatte. Hier wurde aber nicht nach einfacher Mehrheit entschieden, sondern es mußten wenigstens zwei Drittel, also 8 oder 16 zusammenstimmen. Ueber Schließern und Geschworenen stand noch die Versammlung der ganzen Gemeinde, welche regelmäßig jedes Vierteljahr auf dem Kirchhofe zusammenkam. Wer sich durch das Gericht der Geschworenen beeinträchtigt glaubte, konnte das Urtheil desselben öffentlich schelten und an die ganze Gemeinde appelliren. Diese trat dann in drei Theile auseinander, sogenannte Eggen (vom Worte Ecke, durch die Verschiedenheit des Wohnortes bestimmt); in jeder Egge entschied wiederum die Mehrheit von zwei Dritteln, wie es genannt wird, der zweite Mann, und schließlich zwei Eggen gegen die dritte. Verlor aber der, welcher sich auf die Gemeinde berufen hatte, so mußte er 2 Gulden zur Strafe bezahlen. Das Verfahren war mündlich und öffentlich, und man hielt auf rasche Erledigung der Prozesse.

Alles dieses waren schon alte Ordnungen, die nur jetzt fester bestimmt wurden; aber etwas ganz Neues wurde eingeführt, nämlich eine feste Behörde, welche noch über den Kirchspielen stand; dies waren die Achtundvierzig, oft auch weltliche Richter (judices saeculares), oder Oberrichter (judices majores), später gewönlich Regenten (gubernatores) genannt.

Ihr Wirkungskreis war eben so weit als mannichfaltig. So wie vom Geschworenen-Gericht auf das ganze Kirchspiel, so konnte man sich auch von diesem auf die Achtundvierzig berufen, nur mußte es öffentlich und innerhalb sechs Wochen geschehen. Wenn der Kläger unterlag, mußte er vier Gulden zur Buße entrichten. Erst im Jahre 1555 wurde festgesetzt, daß man bei keiner Klage an die Achtundvierzig appelliren dürfte, deren Gegenstand nicht wenigstens 60 Mark betrage. Auch war bestimmt, daß bei gewöhnlichen Prozessen sich Niemand, bei einer Strafe von 60 Mark, mit Vorbeigehung des

Kirchspielgerichts unmittelbar an die Achtundvierzig wenden dürfe. In erster Instanz aber richteten diese in allen Streitsachen zwischen Kirchspielen und zwischen Bauerschaften verschiedener Kirchspiele. Ferner waren mehrere Criminalverbrechen ihnen unmittelbar vorbehalten, z. B. alle Friedensstörungen, welche am Orte ihrer Sitzungen oder auf dem Wege dahin verübt wurden, eben so jeder Frevel an den Leuten, welche eine Leiche zu Grabe geleiteten und dergleichen mehr. Alle Rechtsstreite und Verhandlungen mit auswärtigen Mächten wurden durch sie geführt; überhaupt lagen die laufenden öffentlichen Geschäfte und alle Anordnungen, welche der Augenblick verlangte, in ihrer Hand. Fortwährend wuchs ihre Macht. Daß sie lebenslänglich im Amte blieben, gab ihnen einen großen Vortheil vor den übrigen jährlich wechselnden Behörden, und so wurden sie aus Richtern mit der Zeit zu wirklichen Regenten. Die Art ihrer Wahl ist nicht gewiß; wahrscheinlich ernannte man zuerst die Angesehensten aus den verschiedenen Kirchspielen, vielleicht von jeder größern Kirche zwei und von jeder Kapelle einen. Die Stelle des Ausgeschiedenen besetzte dann das Collegium durch Selbstwahl, doch so, daß man gern auf den tüchtigen Vater den tüchtigen Sohn folgen ließ, oder sich doch an dieselbe Familie oder wenigstens an denselben Bezirk hielt. Zu den Achtundvierzig gehörte auch der Landschreiber, welcher bis zur Reformation immer ein Geistlicher war. Zuweilen findet man, daß Vater und Sohn zugleich im Rathe saßen.

Alle diese größern und kleinern Beamten erhielten keine Besoldung, wurden aber für ihre Mühe aus den Gerichtseinkünften entschädigt, welche gar nicht unbedeutend waren; sie betrugen z. B. bei jeder Klage wegen Geldschuld von einer Mark zwei Schilling, d. h. den achten Theil, und von jedem Zwölfmanneide mußten vier Schilling Sporteln entrichtet werden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß diese ganze Verfassung

eine stark aristokratische Färbung hatte, besonders durch die große Macht der Achtundvierzig und durch die Selbstwahl aller obern Beamten. Doch waren auch genug demokratische Elemente vorhanden, um das Gegengewicht zu halten. Keiner von den Achtundvierzig durfte zugleich Schließer eines Kirchspiels sein. Das ganze Volk bildete nur den einen gleichen Bauernstand, ohne beschränkende Privilegien und Feudallasten; bis in die kleinsten Kreise erstreckte sich die Thätigkeit des Staatslebens, ein jeder Bauer besaß politische Bildung, ein jeder war bewaffnet und kampfgeübt, seiner Rechte sich bewußt und stolz auf seine Freiheit. An Begründung einer tyrannischen Gewalt war nicht zu denken.

Die Achtundvierziger waren aber auch gesetzlich durch die Landesgemeinde beschränkt. Wenn ein Kirchspiel einen Mann übergeben, d. h. ächten wollte, so mußte dieses vor dem Lande geschehen und mußte in das Landbuch eingetragen werden*). Entschieden war das Oberaufsichts- und Bestätigungsrecht des gemeinen Landes bei der Gesetzgebung und den auswärtigen Angelegenheiten, und wenn hier die Achtundvierzig eigenmächtig etwas Verkehrtes oder Unrechtes angeordnet hatten, so konnten sie wohl gar mit Absetzung gestraft werden. Nun war freilich die Zusammensetzung dieser Landesgemeinde wieder eine ganz aristokratische; sie bestand nämlich, streng genommen, nur aus den Achtundvierzig selbst, den Schließern und den Geschworenen der Kirchspiele. Wenn man aber bedenkt, wie gefährlich die Lage dieses kleinen Landes zwischen so mächtigen Fürsten und Städten war, so wird man einsehen, daß den Dithmarschen nicht eine geistreich schwatzende, stürmische Volksversammlung nach Art der Athenischen Noth that, sondern daß sie eines ernsten, besonnenen römischen Senates bedurften.

*) Wer, heißt es im Gesetze, einen solchen erschlägt, soll dafür nicht büßen noch bezahlen, sondern er soll liegen, wie ein Hund, der todtgeschlagen ist.

Zugleich mit der neuen Verfassung bildete sich auch ein neuer Mittelpunkt des Landes und Sitz der Regierung. Der alte Hauptort Meldorf lag, wie die Erfahrung gelehrt hatte, einem feindlichen Anfalle zu sehr ausgesetzt und war den Dithmarschen nicht angenehm, weil von hier aus der Hamburger Domprobst seine, ihm vom Bremer Erzbischofe übertragene, geistliche Gewalt ausübte. In den Zeiten der letzten Verwirrungen hatte man oft auf der Heide zwischen Hemmingstedt und Weddingstedt getagt, wo damals nur ein unbedeutendes Dorf stand, welches zuerst bei den Plünderungen der Holsteiner im Anfange des 14. Jahrhunderts genannt wird. Die unmittelbare Umgebung des Ortes gewährt keine militairische Festigkeit, aber er liegt in der nordwestlichen Geesthalbinsel, welche durch die Aue und den Landgraben eine große Festung bildete, eine halbe Stunde von der südlichen Hamme, in der Gegend, wo nach der Bestimmung des Schicksales alle großen Kämpfe des Landes ausgefochten werden mußten. Wenn es einmal feststand, daß der Hauptort innerhalb der Hammen liegen solle, so konnte Heide auch von den südlichen Kirchspielen immer noch am leichtesten erreicht werden. Auch war ja aus dem Zusammentreten der nördlichen Kirchspiele die neue Ordnung hervorgegangen, und rings um Heide wohnten die mächtigen Wollermannen, welche zuletzt in jener blutigen Fehde der Geschlechter gesiegt hatten. So wurde von selbst Heide der Sitz der Achtundvierzig; der Ort wuchs rasch empor, eine Kirche wurde gebaut, die umliegenden Kirchspiele verstanden sich dazu, durch Abtretungen einen eigenen Bezirk für Heide zu bilden, und selbst das alte Meldorf mußte zugeben, daß das jüngste Kirchspiel das erste wurde.

Jeden Sonnabend war auf dem großen viereckten Platze zu Heide ein von Einheimischen und Fremden zahlreich besuchter Wochenmarkt, und zugleich wurde regelmäßig Gerichtstag und Landesgemeinde gehalten. Ein Ausschuß der Achtundvierzig, wahrscheinlich zwölf, war fortwährend in Heide.

Diese mit den grade anwesenden Schließern und Geschworenen bildeten die gewöhnliche Landesgemeinde, für wichtigere Sachen aber wurde eine außerordentliche, vollständige vorher angekündigt. Dann erschienen wo möglich alle Achtundvierzig und hielten in einem Hause am Markte Vorberathung. Darauf trat einer der Schließer von Weddingstedt auf (diesem Kirchspiele wurde solche Ehre zu Theil, weil der Flecken Heide auf seinem ehemaligen Grund und Boden erbaut war) und rief mit lauter Stimme: „Höret, ihr Herren unseres Landes, es ist ein Wort zu sagen, woran dem Lande groß gelegen ist.“ Nun wurde vom Volke auf der nordwestlichen Seite des Marktes ein Ring gebildet, innerhalb dessen sich, wenn Alle zugegen waren, 48 Regenten, etwa 60 Schließer und 3—400 Geschworene, also ziemlich 500 stimmberechtigte Mitglieder befanden. Diese zusammen hießen die Landesvollmacht. Dabei war aber die Theilnahme des übrigen Volkes nicht ausgeschlossen; schon durch bloßen Beifall oder Tadel übte es eine große Gewalt; auch wurden verständige Männer mit in den Ring berufen, und wer etwas Gutes zu sagen wußte, konnte Theil nehmen an der Berathung, welche manchmal erst durch die Nacht unterbrochen wurde. Alles wurde nur mündlich verhandelt, die Beschlüsse aber wurden, wenigstens in späterer Zeit, in ein sogenanntes Denkelbuch eingetragen. Zu neuen allgemeinen Gesetzen war aber noch die Vullbord, d. h. Genehmigung des ganzen Landes nöthig, indem die Schließer nach Haus reisen und die Einwilligung ihrer Kirchspiele einholen mußten.

In dieser Zeit, zuerst im Jahre 1467, tritt auch eine Eintheilung des Landes in vier, später fünf Döffte hervor, nach welcher die Verwaltungs-, Polizei- und Kriegssachen behandelt wurden. Am größten waren die Oster- und Meldorferdöffte, von welcher deswegen die südliche Strandmannsdöffte abgetrennt wurde. Weit kleiner waren die Wester- und Mitteldöffte, doch zeichnete sich erstere aus durch die schönste Marsch,

und die letztere enthielt die stärkste Landwehr, die Hamme, und zwei Hauptorte, nämlich Heide und Lunden.

Schon in früher Jugend wurde der Dithmarsche vom Staate in Anspruch genommen und zu freier Entwicklung seiner Kräfte, sowohl im Kampfe als in Versammlungen und Gerichten, genöthigt. Mit 11 Jahren und 6 Wochen wurde der Knabe sein eigener Vormund und hatte die Verwaltung seines Vermögens, nur daß er nicht auf immer veräußern durfte.

Bis zu 14 Jahren genoß er als wehrlos eines besondern Friedens, dann aber wurde er waffenfähig und mußte auf den Musterungen erscheinen und dem allgemeinen Aufgebote folgen. Mit 18 Jahren wurde er volljährig und aller bürgerlichen Rechte theilhaft. Er durfte sein Vermögen uneingeschränkt verwalten und wurde zum gerichtlichen Eide zugelassen.

Natürlicherweise lebte im ganzen Volke ein kriegerischer Sinn; der Zweikampf zu Fuß und das Rennen zu Pferde waren gesetzlich; wer den Andern dabei verletzte, brauchte keine Buße zu bezahlen; wer aber den Andern ins Gesicht stieß, verfiel in Strafe. Geschütz und Kriegsbedarf wurde von den Kirchspielen reichlich angeschafft; selbst einzelne Bauern hatten später wohl ihre eigenen Kanonen. In den Kirchspielen wurden regelmäßige Musterungen gehalten. In dem Lundener Stadtrechte von 1529 ist bestimmt, daß auf Maitag Heerschauung gehalten werden soll mit Knecht und Herr, also daß ein jeder Mann, er sei jung oder alt, der seine Kirche sonder Stock von Alters halben suchen kann, soll sein auf Maitag, wenn die Glocke zwölf schlägt auf Mittag, auf der Lehringer Geest mit seiner vollkommnen Wehr, als Harnische, Messer, Röhren, Hakenbüchsen, Bogen, Spießen und Hellebarden, so ihm zugesetzt ist, und ein jeder mit Hosen und Wamms in seinem Harnische auf den Leib angezogen, auf daß alle Harnische, Röhre und Bogen rüstig gehalten werden. Wer nicht erschien, hatte eine Tonne Bieres verbrochen. Am St. Os-

waldustage 1531 wurden durch einen Landesbeschluß die allgemeinen Musterungen folgendermaßen festgesetzt: Ein jeder kommt mit Geschütz und Kraut und mit allen Waffen, wie gegen den Feind; die Wester- und Mittel-Döffte werden den Montag nach Pfingsten bei Schulpersiehl an der Eider gemustert; die Oster- und Meldorfer-Döffte den Dinstag in Heide; weil aber den Bewohnern der Elbgegend der Weg dorthin zu weit gewesen sein würde, so stellten sich die Strandmannen, d. h. die von Marne Brunsbüttel, Eddelake und Borg am Mittwochen auf dem Ochsenkampe bei Barlt ein.

Wer säumig war, mußte 30 Mark Strafe zahlen, eine Bauerschaft 100 rheinische Gulden, eine ganze Döffte 1000 Gulden. Die jungen Leute von 14 Jahren, welche zum ersten Mal erschienen, mußten schwören, des Landes Freiheit zu vertheidigen, nachdem sie vorher von den Obersten über die Wichtigkeit dieses Eides belehrt waren. Zum Kriege wurde das Land nach eben diesen 5 Abtheilungen aufgeboten, beim einfachen Aufgebot von jedem Theile 300 Mann; wenn aber große Gefahr drohte, so mußten Alle über 14 Jahr ins Feld ziehen, und dann konnte das ganze Land etwa 7000 bewaffnete Männer aufstellen.

Wenn es Noth that, eine Bauerschaft schleunig zu versammeln, so wurde ein eiserner Stab von Hof zu Hof umhergeschickt; für ein Kirchspiel gab das Anschlagen mit der Glocke das Zeichen; drohte Landesnoth, so wurden auf den höchsten Punkten Feuerbaken angezündet.*)

Natürlich mußte sich jetzt das Bedürfniß herausstellen, das bisherige Gewohnheitsrecht zu sammeln und zu ordnen. So entstand 1447 das alte geschriebene Landrecht. Da solche Zeiten der Noth und des Blutvergießens vorhergegangen waren, so nehmen natürlich die Bestimmungen über Todschlag und Friedensbruch eine Hauptstelle ein. Im §. 70 heißt es: „Welch ein Mann leider sich vergeht, und schlägt einen Mann

*) Bake bedeutet Zeichen.

nieder, es sei Marktfriede (besonderer Friede), oder nicht, so soll man den Mann nicht höher bezahlen, als 100 Mark, und den Frieden (die Gerichtsbuße), ist es Marktfriede für 60 Mark, ist es Landfriede für 30 Mark, und sein Haus soll man verbrennen, und er soll all sein Tage gehen für einen ehrlosen Schalk." Aber auch alle andern Verhältnisse des Lebens umfaßt dieses Gesetzbuch. Etwa 30 Jahr nachher wurde es neu umgearbeitet, gemildert und erweitert; später wurden noch manche Zusätze hinzugefügt; im Jahre 1539 wurde es gedruckt und stand unter dem Namen Landesbuch stets im höchsten Ansehn. Zuweilen begab es sich, daß ein trotziger Mann sich gegen die Entscheidung der Achtundvierzig und gegen das Landesbuch auflehnte und auch nicht zum Reichsgerichte seine Zuflucht nehmen wollte; dann zog er fort, erklärte sich für einen Feind des Landes und schädigte es mit Raub und Brand, so viel er vermochte.

Es drängt sich nun die Frage auf: Was bei dieser raschen Ausbildung der Republik aus den weltlichen und geistlichen Rechten des Bremer Erzbischofes und des Domprobstes zu Hamburg geworden war. Der Letztere hatte schon 1438 versprechen müssen, sich des Bannes gegen Lebendige und Todte, so wie auch des Verbotes der Kindertaufe zu enthalten. Das Landrecht zeigt dann gleich in seinem Anfange, wie fest man entschlossen war, der fremden geistlichen Macht keinen Einfluß zu gestatten; denn es heißt in §§. 2 und 3: „Wer nach diesem Tage Briefe oder Mandaten von Pröbsten oder Prälaten erwirkt und öffentlich verlesen läßt, er sei, wer er sei, der soll verbrochen haben gegen unser Land 60 Mark, und soll sein unserm Lande treulos und ehrlos, und sein Haus soll man verbrennen. Ferner wollen wir, daß ein jedes Geschlecht in unserm Lande, es sei groß oder klein, welches Studirende oder Pfaffen hat, selbige dazu vermögen soll, daß sie sich am Landrechte genügen lassen. Wollen oder thun sie das aber nicht, so soll das Geschlecht dafür haften, und Alles was daraus

entstehen mag, soll das Geschlecht ersetzen, und außerdem unserm Lande 60 Mark erlegen."

Nicht besser war es den erzbischöflichen weltlichen Rechten ergangen. Die Dithmarschen ließen allerdings die Verbindung niemals ganz abreißen und suchten, indem sie sich als Zugehörige des Erzstiftes darstellten, sich gegen alle Ansprüche des Reiches und anderer Fürsten zu schirmen; deßhalb wurde auch der althergebrachte Willkommen regelmäßig gegen Quittung bezahlt; alle übrigen Rechte und Nutzungen aber sind fast spurlos verschwunden. Von Abgaben und Heerbann ist nicht die Rede, auch den Blutbann hatte sich das Land selbst angeeignet, und man schonte das Recht des Erzbischofs nur insofern, als man im Landrechte bei den wenigen Verbrechen, auf welche der Tod gesetzt ist, statt des Ausdruckes: „Der Uebelthäter soll hingerichtet werden," ein bedeutungsvolles U. s. w. setzte. Die Vögte waren vor Alters die Hauptbeamten des Erzbischofes gewesen; es waren ihrer fünf, in jeder Döffte einer, nur in der Westerdöffte, man weiß nicht warum, zwei. Aber nachdem ihr Ansehn ganz gesunken, wurden im J. 1530 durch einen Landesbeschluß die Vogteien gänzlich aufgehoben.

---

## Neuntes Capitel.

## Versuche Christian I. gegen Dithmarschen.

Während die Dithmarschen sich aus ungeheurer Verwirrung zu einer festen Republik emporarbeiteten, hatte Erich der Pom-

mer, der Dänenkönig, die Frucht seiner Thorheiten geerntet, indem er in den Jahren 1439 u. 40 in seinen drei Reichen des Thrones verlustig erklärt wurde. Er ist dann 20 Jahre später in der Verbannung gestorben. Ihm folgte sein Vetter Christoph der Baier, welchen schon im Jahre 1448 ein frühzeitiger Tod hinwegriß. Der erste Mann im Norden war damals Adolph, der Herzog in Schleswig und Holstein; ihm trugen die Dänen die Königskrone an; er jedoch verschmähte sie für sich selbst, weil er schon ziemlich bejahrt und kinderlos war; dagegen empfahl er ihnen seinen Schwestersohn Christian von Oldenburg, einen jungen und stattlichen Herrn.

So kamen die Oldenburger auf den dänischen Thron, und bald folgte auch die Huldigung der Norweger und Schweden. 1459 starb auch Herzog Adolph. Er hatte dem vielgeliebten Neffen wohl die Nachfolge gegönnt, und so wurde dieser, ungeachtet des bessern Rechtes einer Schaumburgischen Nebenlinie, zum Herzog von Schleswig und Holstein erkoren.

Die Lage von Dithmarschen wurde dadurch eine äußerst gefährliche. Die vereinte Macht der drei Königreiche und der Fürstenthümer konnte jeden Augenblick über die kleine Bauernrepublik von etwa 24 Quadratmeilen herstürzen. Dabei wurden die äußern Stützen immer schwankender; das Bremer Erzstift wurde fortwährend ohnmächtiger durch Streitigkeiten der Bischöfe mit dem Capitel; die befreundeten Städte aber hatten ihre frühere Macht und Herrlichkeit bereits überlebt und traten gegen die stets wachsende Fürstengewalt immer mehr in Schatten zurück. Lange Zeit war das Verhältniß mit Holstein ein leidliches gewesen. Nach großen Streitigkeiten, besonders über die Eiderstedtschen Angelegenheiten, war 1456 mit Herzog Adolph eine völlige Sühne zu Stande gekommen, in welcher beide Theile allen Ansprüchen entsagten, der Herzog das Recht der Heerfolge, welches die Holsteiner von Alters her zu haben glaubten, gänzlich aufgab und den Dithmarschen ihre Zollfreiheit bestätigte. König Christian I. hatte sich gleich

damals in diesen Vertrag aufnehmen lassen, und 1473 wurden mit ihm zwei neue auf ähnliche Bedingungen geschlossen. Christian I. war ein König, der nur auf Erweiterung seiner Gewalt bedacht war, ohne dabei auf das Recht besondere Rücksicht zu nehmen. Im Jahre nach jenem Vertrage unternahm er mit großem Gefolge und viel frommem und ritterlichem Prunke eine geheimnißvolle Pilgerfahrt nach Rom. Auf der Hinreise verweilte er eine Woche lang bei dem Kaiser Friedrich und dessen Sohne, dem Erzherzog Maximilian, zu Rothenburg an der Tauber; und auf der Rückreise war er wieder fast vier Wochen mit dem Kaiser in Augsburg zusammen.

Die Hansestädte verfolgten schon lange jede Bewegung des Königs mit argwöhnischen Augen, doch erhielten erst kurz vor Ostern 1474 die Lübecker durch einen Dr. Günther Milwitz, welchen sie als Kundschafter und Berichterstatter am Kaiserhofe besoldeten, von Nürnberg aus einigermaßen sichere Nachricht über die gefährlichen Pläne des Königs. Bald darauf erschienen dann auch folgende höchst bedenkliche kaiserliche Mandate. Das erste, am 14. Februar 1474 zu Rothenburg an der Tauber ausgestellt, enthielt die Erhebung der bisherigen Grafschaften Holstein und Stormarn zu einem Herzogthume, zu welchem auch das Land Dithmarschen hinzugefügt sein soll. Das zweite ist ein Gebotsbrief an die Dithmarschen, bei Strafe der höchsten kaiserlichen Ungnade und einer Buße von 1000 Pfd. löthigen Goldes sich dem Könige zu unterwerfen. Durch das dritte wurde der König ermächtigt, die Zölle zu Rendsburg, Plöen und Oldesloe zu verdoppeln, wodurch den eigenen Unterthanen sowohl als den Lübeckern eine große Last aufgelegt ward. Auf seiner Rückreise erwirkte sich dann Christian zu Augsburg noch eine vierte Zollstätte auf Schloß Hahnerau, welche den so oft erneuerten Verträgen zuwider einzig gegen die Dithmarschen gerichtet war. Ebendaselbst wurde auch am 1. Juli ein Bündniß zwischen Kaiser und König geschlossen.

Die Hansestädte vermutheten, daß gegen sie noch ganz andere Dinge im Werke seien.

Bald erkannte man noch deutlicher, was von des Königs Wort und Treue zu halten sei; denn es zeigte sich, daß schon längst, während er mit den Dithmarschen Freundschaftsverträge schloß, mit dem Kaiser wegen dieses Bauernvolkes, welches trotzig und herrenlos am Strande der Nordsee lebe und ursprünglich zu Holstein gehört habe, verhandelt war, und der schwache Friedrich, welcher von den Dithmarschen gar nichts wußte, hatte ihm bereits am 26. Mai 1472 einen Lehenbrief ertheilt, worin es heißt, daß das Land Dyetmarn mit seinen Schlössern, Städten, Märkten, Dörfern, Weilern, Höfen, Leuten, Gütern, Obrigkeiten, Herrlichkeiten, Rechten, Gerechtigkeiten und aller seiner Zubehörung, daran nichts ausgenommen, von Uns und dem heiligen Reiche zu Lehen rührt und die Herzöge von Schleswig und Holstein von Unsern Vorfahren am Reiche zu Lehen gehabt haben, und aber in langer Zeit nicht empfangen, darum Uns, als dem römischen Kaiser zugefallen u. s. w.; schließlich wird dann Alles dem Könige von Dänemark als Lehen verliehen. Am 28. Mai war dann auch ein Gebotsbrief an die ehrsamen Edlen und Unsere und des Reiches liebe Getreue, alle Prälaten, Herren, Mannen, Städte und Einwohner des Landes Dietmar ausgefertigt, worin ihnen anbefohlen wurde, hinfort zu ewigen Zeiten dem Könige von Tennmarckh und seinen Erben mit Geboten, Verboten und aller Unterthänigkeit getreu, gehorsam und gewärtig zu sein. Damals hatte der König Christian diese beiden Papiere geheim gehalten, weil ihm die Sache noch nicht reif dünkte. Jetzt aber erschien nun, bald nach jenen fünf vorhergenannten Erlassen, ein Gebotsbrief, durch welchen die norddeutschen Fürsten und Städte namentlich aufgefordert wurden, den Dithmarschen durchaus keinen Vorschub zu leisten. Um die Lübecker in Verlegenheit zu setzen und wo möglich mit ihren alten Freunden zu entzweien, wurde ihnen anbefohlen,

durch einen ihrer Rathsherren den Dithmarschen die kaiserlichen Befehle officiell kund zu thun. Weil man aber fürchtete, sie möchten es mit der Ausführung anstehen lassen, so wurde zugleich mit ihnen der Ritter Busse von Alvensleben auf Segeberg, Marschal von Holstein, beauftragt, und zwar so, daß er es nöthigen Falles auch allein verrichten könne.

Damals schien sich Alles gegen das kleine Volk der Dithmarschen verschworen zu haben. Karl der Kühne von Burgund, der mächtigste Fürst jener Zeiten, welcher das Recht verachtete, die Freiheit haßte und eben damals auf die Unterjochung der westlichen Frisen sann und zu dem Ende einen Bund mit dem unruhigen Gerhard von Oldenburg, dem Bruder Christians, geschlossen hatte, erließ am 26. Juli 1474 einen drohenden Brief an die Dithmarschen, in welchem er sie zur Unterwerfung ermahnte, widrigenfalls er sie mit seiner Kriegsmacht heimsuchen würde.

Die Dithmarschen hatten natürlich längst von alle diesem Kunde; aber sie hielten es für das Beste, vorläufig nur Zeit zu gewinnen und sich ganz unwissend zu stellen; deshalb blieben sie auf zwei Tagefahrten, welche ihnen die auch nicht sehr eilfertigen Lübecker setzten, stillschweigend aus. Nun wurden auch die Lübecker härter bedroht und ihnen bei Verlust aller Freiheiten und einer Strafe von 100 Mark löthigen Goldes geboten, jeden Verkehr mit den halsstarrigen Dithmarschen abzubrechen. Jetzt ließen sich diese zum ersten Mal, doch nur in unbestimmter Weise, gegen ihre Freunde vernehmen; sie schrieben am 4. September: „Ehrsame liebe Herren, uns wird viel von allen Seiten zugeschrieben, wir aber denken Leben und Gut daran zu setzen. Und das geloben wir hoch, wir wollen dafür sterben, ehe wir das Land geben. Machet euch darum auf zum Könige, bittet ihn, seid so gut, daß er uns mit Ungemach verschone und in Frieden lasse. Item, liebe Herren, schicken wir euch eine Copei von des Herzogs Briefe zu Burgundien. Denkt an unser Bestes. Bleibet Gott gesund

und selig zu ewigen Zeiten empfohlen.“ Unterdeß war schon am 24. August der König von seiner Pilgerfahrt zurückgekommen und drang auf Erfüllung der kaiserlichen Befehle, so daß auch die Lübecker nicht länger säumen durften. Aber kein Rathsherr wagte es, ungeachtet der ausdrücklichen Worte des Edictes, die gefährliche Sendung zu übernehmen, und so begnügte man sich, im Verein mit dem Ritter Busse, einen beeidigten Boten nach Dithmarschen zu schicken. Dieser langte den Sonnabend vor Michaelis, am 24. September, in Heide an, wo er aber nur den Ausschuß der Achtundvierzig versammelt fand, welcher Bedenken trug, die kaiserlichen Briefe für sich allein in Empfang zu nehmen; sie ließen ihn aber durch Einen aus ihrer Mitte, Iben Jungen Claas genannt, wissen, er möge die Briefe bei sich behalten und mit ihnen nach Meldorf reisen; er solle auf vier Tage seines Leibes und Gutes versichert sein, binnen welcher Zeit sie eine allgemeine Landesversammlung berufen wollten. Am Montage darauf überreichte er daselbst seine Briefe. Obgleich der arme Bote betheuerte, von dem Inhalte des kaiserlichen Schreibens nichts zu wissen, so ließen ihm doch die Achtundvierzig durch denselben Mann eine drohende Antwort geben: er wäre übel an diese Briefe gekommen, er habe nur ein Leben, und um das möchte er vielleicht gebracht werden. Er sollte sich wahren, daß er solche kaiserliche Briefe oder irgend eines andern Herrn oder Fürsten nicht mehr in ihr Land brächte, oder sein Kragen würde ihm übel stehen. Doch ließen sie ihn ungefährdet zurückreisen. Sie überschickten dann den Lübeckern durch ihren eignen Boten die Antwort. Nicht ohne Grund und nach einem richtigen Gefühle hatte man diesesmal das Land ungewöhnlicher Weise zu Meldorf versammelt, in dem alten Hauptorte und dem ehrwürdigen Mittelpunkte der kirchlichen Verfassung; denn jetzt galt es, alle kleinliche Eifersucht zu vergessen, fest vereinigt gegen den mächtigen Feind zu stehen und sich durch die geistliche Macht gegen die Uebergriffe der weltlichen zu schir-

men. Man ging rasch ans Werk. Noch an demselben Tage wurde in dem Hause des Achtundvierzigers und Burgemeisters von Meldorf, Jakob Pollecke, ein Protest an den Papst, versehen mit dem Zeugnisse der Geistlichkeit, in lateinischer Sprache aufgesetzt. Der Hauptinhalt ist: „Seit kaum zehn Tagen vernehmen wir durchs Gerücht, daß der Kaiser unser Dithmarschen dem Könige Christiern unterworfen hat. Nun hat aber Dithmarschen niemals unmittelbar unter dem Reiche gestanden, sondern seit Menschengedenken unter dem Erzstifte Bremen. Jeder neu erwählte Erzbischof empfängt vom Lande 500 alte Mark, die 5 Vögte, welche er einsetzt, zahlen demselben jährlich einen bestimmten Zins, Alles als Zeichen der weltlichen Oberherrschaft; denn die geistliche Gerichtsbarkeit steht der Hamburger Kirche zu. Da nun jede Schenkung nichtig ist, die von dem Unberechtigten ausgeht, für berechtigt aber allein der Herr der Sache zu halten, so ist der Römische Kaiser freilich Herr der Welt, aber die Güter der Kirchen gehören nicht der Welt, sondern der Religion, Christo und seinem Stellvertreter in Rom an. Darum richten wir unsern Protest an Papst Sixtus und die Apostel."

Die Lübecker berichteten nun auch an den Kaiser, daß er sicherlich nicht von der Angelegenheit unterrichtet gewesen sei, weshalb er seine Gebote zurücknehmen möge, da sonst große Unruhen und Blutvergießen zu befürchten ständen, und am Ende gar die freie Stadt Lübeck dabei vom Reiche entfremdet werden, d. h. unter die Botmäßigkeit Dänemarks gerathen möchte. Auch das Erzstift ermahnte wiederholt den König Christian, abzulassen, und andererseits die Dithmarschen, treulich auszuhalten. Diese selbst ernannten Jakob Pollecke zum Bevollmächtigten des ganzen Landes, und dieser wiederholte feierlich in der Kirche von Lunden die Appellation an den heiligen Stuhl am 30. October. Das Erzstift kam dann auch mit einer Schrift beim Papste ein, in welcher es seine Rechte auf Dithmarschen ausführlich auseinandersetzte, und die Acten-

stücke beilegte, wie im Jahre 1180 Kaiser Friedrich I. den Erzbischof Siegfried von Bremen mit der ganzen Grafschaft Stade, folglich auch mit Dithmarschen belehnt habe, und wie nachher 1199 durch Kaiser Philipp diese Verleihung bestätigt sei. Um diese Zeit, am 28. October, unternahm der König eine zweite Reise. Karl der Kühne belagerte mit großer Heeresmacht das tapfer vertheidigte, dem Erzbischof von Köln gehörende Städtchen Neuß. Der Kaiser war in Köln, und ebendort war ein großer Zusammenfluß von Fürsten, deren nächster Zweck war, bei Karl eine Vermittelung zu versuchen, die aber außerdem noch manches Besondere, was, wie man meinte, gegen die Freiheit der Städte gerichtet war, verabreden wollten. Aber an dem trotzigen Sinne Karl's scheiterten alle Versuche, mit dem Kaiser war gleichfalls nichts anzufangen; die Fürsten gaben ihr Geld unnütz aus und geriethen dadurch so in Schulden, daß Gerhard von Oldenburg seine Pferde stehen ließ und seinen Gläubigern zu Fuß davonging. Ueberhaupt konnte man bemerken, wie die Schale des Königs allmälig leichter wurde, die der Dithmarschen dagegen an Gewicht zunahm. Die Macht Christians war nicht so groß, als sie schien. Schon 1471 hatten ihn die Schweden unter ihrem Reichsverweser Sten Sture besiegt, und er hatte dieses größte seiner Reiche niemals wiedergewinnen können. Als die Holsteiner und Schleswiger zum Zuge gegen Dithmarschen aufgeboten wurden, weigerten sie sich nicht gradezu, aber sie wiesen hin auf die feindselige Stellung Schwedens und auf den Widerstand des Erzstiftes, sowie der Städte; auch meinten sie, es sei gar zu schlimm in das Land hineinzukommen, und mit Leuten zu kämpfen, welche Niemand gefangen nähmen, sondern Alles todtschlügen. Doch wollten sie zuletzt folgen, wenn der König selber mitzöge. Dieser aber ließ sich nun schon in Vergleichsverhandlungen mit dem Erzstift und den Städten ein, bei welchen sogar Abgeordnete der Dithmarschen zugelassen werden. Er bewilligte endlich, daß bis zum 1. Mai 1475

Alles im alten Zustande bleiben sollte, verlängerte diese Frist bis zum ersten Mai 1476 und ließ auch den neuen Zoll auf Schloß Hahnerau wieder eingehen. Nun erschien aber eine am 14. März 1476 von Sixtus IV. ausgestellte päpstliche Bulle, durch welche Dithmarschen für einen Theil des Erzstiftes Bremen erklärt, die gegenwärtige Verfassung mit Döfften, Vögten und Achtundvierzigen bestätigt, und Jeder, der etwas dawider versuchen würde, mit dem Zorne des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus bedroht wurde.

Jetzt erst, gerüstet mit des Papstes geistlichem Banne gegen des Kaisers weltliche Acht, konnten die Dithmarschen nach den Ansichten der damaligen Welt dem Könige ein festes juristisches Recht entgegensetzen. Es ist eigenthümlich zu sehen, wie die Gegner immer nur darauf fußen, daß die Dithmarschen ein herrenloses Volk seien, während diese auf jede Art zu beweisen suchen, daß sie Unterthanen des Erzstiftes seien. Es kam weder den Einen noch den Andern in den Sinn, daß eine freie reichsunmittelbare Bauernrepublik staatsrechtlich möglich sei, was um so auffallender ist, weil in einigen der Schweizerkantone solche Republiken seit langer Zeit in Wirklichkeit bestanden, und eben damals durch den Kampf mit Karl dem Kühnen (1476—1478) in ganz Europa berühmt wurden.

Der Waffenstillstand wurde fortwährend verlängert. Etwas Gutes war es, daß die Dithmarschen strenger als sonst darauf hielten, daß kein muthwilliger Friedensbruch von ihrer Seite den Feinden einen Vorwand gäbe. Fünf Männer fielen dem Prediger in Hersbüll auf Nordstrand ins Haus, banden ihn und nahmen ihm all sein Gut. Aber den dritten Tag darauf wurden sie sämmtlich in Lunden verbrannt.

Der König, von jener Rechtsidee ausgehend, schlug einen neuen Weg ein, indem er mit einigen Herren des Bremer Capitels verhandelte und 24,000 Gulden bot, wenn das Erzstift sein Recht aufgeben wollte. Da sich die Sache zerschlug, wandte

er sich plötzlich auf die andere Seite, indem er, am gänzlichen Erfolge verzweifelnd, wenigstens Geldvortheile aus den kaiserlichen Briefen zu ziehen suchte. Er versprach nämlich den Dithmarschen im Jahre 1480, für 20,000 rhein. Gulden und außerdem 1000 Mark jährlich, allen Ansprüchen für sich und seine Erben und Nachkömmlinge im Herzogthume zu entsagen. Sonst wollte er auch für 10,000 Mark sogleich für sich auf Lebenszeit verzichten. Die Dithmarschen jedoch ließen sich auf nichts ein. Auf einem großen Landestage zu Rendsburg wurde im Beisein hanseatischer Abgeordneten lange verhandelt. Die Dithmarschen erklärten, sie würden sich vertheidigen, so lange ihnen noch warm ums Herz wäre, sie gedächten bei dem Stifte Bremen zu leben und zu sterben, und wollten nimmermehr von St. Peter abfallen. Der König erklärte endlich, er wolle die Sache die nächstfolgenden zwei Jahre in Güte unverfolgt anstehen lassen. Er selbst starb aber schon am 22. Mai 1481.

Ihm folgte in den Königreichen Dänemark und Norwegen sein ältester Sohn Johann, ein wohlwollender, aber nicht sonderlich begabter Herr, in spätern Jahren wiederholt von Gemüthsstörungen heimgesucht, welche zu Zeiten seinen Geist völlig verdunkelten. In den Herzogthümern wurde zugleich dem jüngern Bruder, dem neunjährigen Friedrich, gehuldigt, welcher sich später zu einem selbstsüchtigen, kalt berechnenden Manne entwickelte. Im Jahre 1490 zogen dann die Brüder eine sehr krause Theilungslinie durch beide Lande; Johann erhielt den Segeberger, Friedrich den Gottorper Antheil; doch die Rechte an Hamburg, welches erst seit 1471 in der Reichsmatrikel stand, und auf Dithmarschen sollten gemeinschaftlich bleiben.

Was die letztern betrifft, so begann doch endlich der Kaiser einzusehen, daß er verliehen hatte, worüber er keine Macht besaß.

Am 30. Juni 1481, als man am Hofe noch nichts vom

Tode Christians wußte, wurde deshalb ein kaiserlicher Brief aufgesetzt, worin dem Könige untersagt wurde, irgend etwas Weiteres gegen Dithmarschen zu unternehmen, weil der Kaiser fürchten müsse, von ihm nicht recht berichtet zu sein. Wenn der König hiergegen eine Einrede hat, so soll er dieses spätestens am ersten Gerichtstage, welcher 63 Tage nach Empfang dieses Briefes gehalten wird, anbringen und die Entgegnung der Anwälte der Dithmarschen und das rechtliche Erkenntniß vernehmen. Erscheint der König weder in Person noch durch Bevollmächtigte, so soll nichts desto weniger auf Ansuchen des gehorsamen Theils in der Sache erkannt werden. Natürlich verzögerte die Nachricht vom Tode des Königs die Vollziehung dieses Briefes. Später waren die Dithmarschen entweder zu nachlässig oder zu sparsam, glaubten sich für jetzt geborgen und ließen die Sache auf sich beruhen.

In dieser Zeit begab sich Einiges im Lande selbst. Im Jahre 1485 war Einer mit Namen Rode Jeben Claas wegen Aufruhr aus dem Lande gewichen und desselben Feind geworden. Er hatte 10 Gesellen um sich, wurde aber von 11 Dithmarschen in Holstein bei Borstvlete an der Stör mit seinen Genossen erschlagen. Im Jahre 1491 wollte Claas Engel aus Lunden, auch ein Landesfeind, mit 12 Gefährten bei Nacht in das Haus eines Achtundvierziger zu Arkebeek bei Alversdorf einbrechen. In einem Weinkeller in Hamburg wurde der Plan entworfen, aber durch einen Schiffer aus Büsum, welcher zufällig dort Schollen verkaufte, angehört und verrathen, und Claas Engel darauf so wohl empfangen, daß er und 11 der Seinen erschlagen wurden, und nur der 13. entrann. Im Jahre 1488 hatten viele Anwohner der Nordsee, nämlich die Hamburger, Bremer, Dithmarschen, Wurtsaten, Budjadinger, Stadländer (die beiden Letzten an der linken Seite der Wesermündung) und Gröninger, und von der Ostsee auch die Lübecker einen Bund geschlossen, welcher zunächst gegen die Seeräubereien einiger kleinen friesischen Häuptlinge

zwischen Jahde und Ems gerichtet war. Die Städte sollten die Schiffe liefern, die Budjadinger und Stadländer sollten 600 Mann, die Wurtsaten auch 600 und die Dithmarschen 1000 Mann stellen. Auf diesem Wege hätte man jetzt fortschreiten oder vielmehr schon früher anfangen sollen, als der alte Heldensinn in den Hansestädten noch lebte, und die Kette der freien Küstenvölker noch nicht zersprengt war; jetzt blieb der Bund ohne weitere Folgen. Im Jahre 1493 wurde wiederum ein 10jähriges Schutzbündniß mit Lübeck geschlossen, zu welchem dieses Mal auch Lüneburg und Hamburg traten; auch waren der König von Dänemark und die Regierung der Herzogthümer namentlich darin angeführt.

---

## Zehntes Capitel.

---

## Die Schlacht bei Hemmingstedt.

---

Die Insel Helgoland, 6 Meilen vor der Elbmündung gelegen, besteht aus einem kahlen Felsen, welcher sich mehr als 200 Fuß senkrecht aus dem Meere erhebt und wenig über eine Stunde im Umkreise hat; an diesen lehnt sich in Nordosten eine Sandbank, welche jetzt etwa 1000 Fuß lang ist, damals aber weit größer war. Selbst der feste Felsen schwindet, von den Wellen unterhöhlt, jährlich mehr dahin. Ungefähr 1000 Fischer bewohnten die Insel. Auf dieser einsamen Klippe sollte das erste Blut vergossen werden. Sie gehörte vor Alters zu Nordfrisland, jetzt also unzweifelhaft zu den Herzogthümern; ein Vogt nahm die Rechte der Fürsten wahr. Oft mußte die Insel den Schiffern in der stürmischen Nordsee zum Nothhafen

dienen; eine besondere Wichtigkeit hatte sie aber in der letztern Zeit dadurch erhalten, daß das Hauptproduct jener Meere, der Häring, sich in besonderer Menge daselbst gezeigt hatte, weshalb auch von den Hanseaten hier eine vollständige Häringsfischerei angelegt war. Das wollte aber Herzog Friedrich nicht dulden, wenn ihm nicht ein regelmäßiger Zoll entrichtet würde. Die Hanseaten behaupteten dagegen, die Insel gehöre Niemand, oder wenn irgend Jemand, so komme sie ihnen zu. Darüber erzürnte sich der Herzog und ließ das Haus der Bremer verbrennen (1496); die Hanseaten, um sich zu rächen, steckten des Herzogs Zollhaus sammt allen Häringsbüsen (kleine Schiffe) in Brand (1497). Die Dithmarschen hatten bei dieser That ihren Bundesfreunden Beistand geleistet; während sie aber noch auf Helgoland waren, kam auf des Herzogs Befehl der Staller (Vogt) von Eiderstedt mit starker Mannschaft hinüber und nahm mehrere von den Städtern und 130 Dithmarschen gefangen (1498). Die Dithmarschen suchten sich durch Einfälle und Räubereien in Eiderstedt zu entschädigen. Es folgten nun freilich Versöhnungsversuche, und es kam auch ein Waffenstillstand vom 9. Februar bis zum 1. Mai 1499, aber nur in Beziehung auf die Helgoländer Händel, zu Stande, welchem gemäß die Gefangenen von beiden Seiten losgegeben wurden, so jedoch, daß 3 Hamburger und 3 Dithmarschen als Geißeln blieben, und wenn nach Ablauf der Frist kein friedliches Uebereinkommen getroffen wäre, Alle sich wieder stellen sollten. Am 1. Mai aber wurde Nichts vertragen; von den Gefangenen ist auch nicht weiter die Rede; Alles neigte sich mehr und mehr zum Kriege; an beiden Seiten der Eider bewachte man sich gegenseitig in Waffen.

Es waren unterdeß die Umstände für die Freiheit der Völker dieser Gegenden immer drohender geworden. Die kleinen frisischen Stämme hatten dieselbe bereits eingebüßt oder waren im Begriff sie zu verlieren. Am besten standen

sich noch die Ostfrisen an der Ems, welche seit 1463 einem eingeborenen Grafenhause gehorchten. Die weiter östlich bis zur Jahde liegenden Ländchen Harlingerland, Wangerland, Ostringen und Rustringen waren gleichfalls unter eingeborene geringere Dynasten gerathen. Westfrisland wurde lange durch die furchtbarsten Zerrüttungen heimgesucht, bis es endlich 1498 vom Kaiser Max (Friedrich III. war 1493 gestorben) an Albrecht von Sachsen zu Lehen gegeben wurde. Die Belehnung erstreckte sich dem Namen nach fast über die ganze Nordseeküste, und insbesondere waren auch die Uferdithmarschen (Ditmarsi littorales) mit einbegriffen, was freilich weiter keine Folgen hatte. Die Gebiete zwischen Jahde und Weser standen ursprünglich in einem ähnlichen Verhältniß zum Erzstift Bremen, wie Dithmarschen, nur daß in Kedingen schon längst durch verrätherischen Ueberfall die Bauernfreiheit vernichtet war.

Ein Großes war es für den König Johann von Dänemark, daß es ihm 1497 gelang, mit Gewalt der Waffen die schwedische Krone wiederzugewinnen. Dazu half ihm besonders die große deutsche Garde, auch wohl die schwarze oder die bunte Garde genannt. Es war dies eine Schaar tapferer, aber verworfener Fußknechte, ein Auswurf der verschiedensten Nationen. Deutsche bildeten den Kern, aber man fand auch Engländer, Schotten, Franzosen, Spanier, Italiener, ja selbst Sarazenen unter ihnen. Sie standen unter berühmten Anführern; der Krieg war ihr Handwerk und ihre Lust; sie kämpften für jede Sache, sobald nur Sold und Beute zu hoffen war. Sie führten den Krieg ohne Schonung und Menschlichkeit; kein Heiligthum, kein Alter, kein Geschlecht schützte gegen ihre Raubsucht und Grausamkeit; im Glück lebten sie in maßloser Verschwendung, im Unglück drohte ihnen, als Räubern, Galgen und Rad. Von Schweden wandten sie sich wieder den Niederlanden zu, wo sie vorher schon längere Zeit gehaust hatten.

Es war damals längst Brauch, zu den hohen geistlichen Würden nur fürstliche Personen zu erwählen. Das Bremer Capitel wich im Jahre 1498 von dieser Regel ab, indem es den ehrenwerthen Chorherrn Johannes Rhode zum Erzbischof erkor. Aber die benachbarten Fürsten empfanden dies Verfahren sehr übel und suchten sich an dem guten, aber hülflosen Erzbischof auf allerlei Weise zu rächen. Die Dithmarschen dagegen beeilten sich natürlich unter den damaligen Umständen, den sogenannten Willkommen zu entrichten. Der Graf Johann von Oldenburg aber bereitete dem Erzstifte allerlei Kränkung, und Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg entriß demselben sogar das fruchtbare Land Hadeln. Da aber die Städte Hamburg und Bremen auch einige Besitzungen in diesem Ländchen hatten, so vereinigten sie sich mit dem Erzstifte zur Wiedereroberung, und 500 Dithmarschen gesellten sich zu ihnen. Der Erfolg war glänzend; der Herzog selbst konnte kaum das Leben retten. Aber aus dem Glücke erwuchs für die Dithmarschen schweres Leid. Die Fußknechte der Hamburger waren unnützes, zusammengemiethetes Volk; einer von diesen erstach einen Bremer Edelmann. Die heftigen und stolzen Dithmarschen fuhren deshalb die Fußknechte mit höhnischen und schmähenden Worten an; diese aber sannen auf Rache. Als man im Hauptflecken des Landes, in Otterndorf, ohne alles Arg sich der Ruhe überließ, die Waffen abgelegt hatte und der Mahlzeit wartete, überfielen die Hamburger Fußknechte plötzlich die Dithmarschen, erschlugen 73 der wehrlosen, und nahmen Harnische und Kleider und Alles, was sie ergreifen konnten, mit sich fort. Die Hamburgischen Hauptleute hatten dieser Unthat vom Kirchhofe aus zusehen müssen, ohne sie hindern zu können; um so mehr aber war es ihre Pflicht, die Frevler strenge zu strafen. Das thaten sie jedoch nicht; sie hielten auf dem Rückwege zum Schein ein Kriegsgericht, und nur ein Einziger wurde durch die Spieße gejagt; alle Uebrigen blieben straflos. Da-

mit war es um die Freundschaft zwischen Hamburgern und Dithmarschen geschehen. Diese kehrten mit großer Klage über die Elbe in ihr Land zurück, brachten die Sache an die wendischen Städte, namentlich an Lübeck, und nahmen sogleich selbst ein paar Kornschiffe auf der Elbe weg. Erst nach 13 Jahren hörten die Zwistigkeiten auf.

Herzog Magnus konnte es nicht verschmerzen, daß er durch verächtliche Bürger und Bauern in Schimpf und Verlust gerathen war, und rief deshalb die große Garde, welche grade in Geldern ihr Wesen trieb, zum Beistande auf. Nun hatten aber die Grafen von Oldenburg schon lange auf Stad- und Budjadinger-Land ihr Auge gerichtet, und des früher genannten Gerhard's Söhne beschlossen nun rasch die vorbeiziehende Garde zu dem Zwecke zu benutzen. Diese nahm gern den doppelten Verdienst hin. Den Budjadingern halfen die tapfern Wurster-Frisen; nichts desto weniger unterlagen sie in zwei Schlachten, mußten sich unterwerfen und ein Schloß in ihrem Lande dulden. Als nun die Garde weiter gegen Hadeln zog, beugte sich dieses ohne Widerstand vor dem Schrecken ihres Namens. Herzog Magnus dachte das Glück auszunutzen und führte sie sogleich weiter ins Land Wursten. Aber hier bewährten die Frisen den alten Ruhm wilder Tapferkeit; eine Jungfrau führte das Landesbanner; die Garde wurde gänzlich geschlagen, und ihr Oberanführer übergab, schwer verwundet, das Commando an einen Junker Thomas Slenz. Dies geschah im December 1499.

König Johann aber glaubte, daß jetzt die langersehnte Zeit der Ernte sei. Am 27. November war er von Kopenhagen nach Rendsburg gekommen und hatte noch einmal zum Schein Unterhandlungen mit den Dithmarschen begonnen. Im Volksliede heißt es:

Wille gi hören einen nien Sang
Van Koning Hans, dem averdadigen Mann?
He wolde Dithmarschen dwingen.

He sende Breff unde Baden int Landt,
Se*) scholden tho Rendsborch Volmacht bringen.
Do se tho Rendsborch binnen kemen,
Do heten se ehn vor Here:
„„Here, leve Here,
Wat ist vam Lande juw Begehre?““
He sette wol vöftein dusent Mark an
Tho einem kleinen Schatte,
Dartho wolde he buwen 3 Schlöte int Landt,
Dat scholde men wesen mit der Korte;
Dat eine scholde tho Brunßbüttel stahen
Dat ander an der Eider Vere,
Dat dorde scholde tho Meldorp stahen,
Dar wolde he wesen ein Here.
Do repen de Dithmerschen averluth:
„„Dat schüt nu unnd nummermehre,
Darumme willen wi wagen Halß und Gudt
Unde willen dar alle umme sterven,
Ehr dat de Koning van Dennemark
So scholde unse schone Land vorderven.““

Die Dithmarschen schrieben nun um Beistand an den Erzbischof, an die verbündeten Städte und an den Kaiser. Der König aber wollte keinen Frieden und hatte alle Vorkehrungen getroffen. Mit seinem Bruder pflegte er nicht im besten Vernehmen zu stehen; jetzt aber zahlte er diesem für die streitige Allodialerbschaft ihrer Eltern 28,970 rheinische Gulden in baarem Gelde, wofür der Herzog den dritten Theil der Kriegskosten zu tragen versprach, welche sich später auf fast 50,000 Gulden beliefen. Die Grafen von Oldenburg hatten Beistand zugesagt; der Adel der Herzogthümer zeigte sich dieses Mal bereitwillig. Die Städte (Lübeck hatte damal übers 60,000, Hamburg etwa 15,000 Einwohner) hätten ihrem Vortheile, ihrer Macht und ihrer Bundestreue gemäß sich der Dithmarschen annehmen sollen. Als aber der König die Lübecker zu sich nach Segeberg beschied und mit Drohungen und Versprechungen verlangte, daß sie den Bund mit Dith-

*) Nämlich die Dithmarschen.

marschen abthun sollten, antworteten sie freilich, daß sie dazu keine Vollmacht hätten; aber durch die That entsprachen sie später dem Inhalte des 10jährigen Bundes nicht. Schon war der König mit der großen Garde in Unterhandlung getreten, und die Hamburger bauten in großer Angst an ihren Festungswerken; der Gedanke an die große Garde erfüllte sie mit Entsetzen, und sie sagten den Durchzug durch ihr Land und den Uebergang über die Elbe zu. Nur der Kaiser Maximilian that, was er konnte. Offene kaiserliche Briefe wurden überall angeschlagen, Niemand sollte dem Könige und dem Herzoge gegen die Dithmarschen Beistand leisten, man sollte vielmehr Alles anwenden, um solchen Angriffen zuvor zu kommen, denn beide Theile seien bereits vor den kaiserlichen Richterstuhl geladen. An die Fürsten selbst wurde ein kaiserlicher Abmahnungsbrief geschickt; aber der König wollte erst nach Beendigung des Krieges den Brief in Empfang nehmen und hielt den Boten bis dahin bei sich zurück. Der großen Garde war es indeß, von allen Menschen angefeindet, auf dem platten Lande zwischen Weser und Elbe bei dem unbeständigen Winterwetter kläglich gegangen. Ohne schweres Geschütz konnten sie nicht daran denken, eine der festen Städte einzunehmen, und ihr Untergang schien gewiß, als der Erzbischof Johann Rhode, um sich dem Geiste der Zeit zu bequemen, einen Fürsten zum Coadjutor und künftigen Nachfolger erwählte. Es war dieses Christoph von Braunschweig, der Sohn Heinrich des Aeltern, eines höchst angesehenen und kriegserfahrenen Fürsten. Beide, Vater und Sohn, machten auch schon Anstalt, die Garde fortzutreiben, als ihnen der König anzeigen ließ, die Garde sei in seinen Dienst getreten, und sie um freien Durchzug ersuchte. Zugleich bewirkte er auch die Aussöhnung des Herzog Magnus mit dem Erzstifte; die Garde durfte nun durch das Lüneburgische ziehen, kam nach Winsen an der Lue und wurde von den Hamburgern, dem frühern Vertrage gemäß, bei Eislingen, in der Gegend

des jetzigen Zollenspieker, auf einem ihnen und den Lübeckern gemeinschaftlichen Boden über die Elbe gelassen. Die Hamburger hätten nur den erbitterten Landleuten erlauben dürfen, die Schleusen zu ziehen, so wäre die ganze furchtbare Bande, welche sich so schon kaum durch den Schlamm arbeiten konnte, durch das überströmende Fluthwasser ertränkt. Aber die Furcht war zu groß; sie kamen ungehindert durch, und am 25. Januar konnten sie zu Neu-Münster gemustert werden. Von diesem Tage fing auch die Soldzahlung an. Doch war die Zahl in der letzten Zeit sehr zusammengeschmolzen; es waren 8 Compagnien unter 8 Hauptleuten, im Ganzen 2760 Mann. Der Junker Slenz bekam als Oberanführer monatlich 50 rheinische Gulden, die andern Hauptleute jeder 24, jeder Gemeine 4; zwölf Trommelschläger und Pfeifer erhielten für den ersten Monat das Doppelte. Außerdem hatten die Fürsten noch 5 andere Compagnien unter denselben Bedingungen geworben; 9 Büchsenschützen, d. h. Artilleristen, erhielten doppelten Sold.

Alle Söldner zusammengenommen beliefen sich etwa auf 4100 Mann. Der Adel aus den Herzogthümern erschien mit 900 Pferden; es waren etwa 200 Ritter und 700 Knappen. Aus Dänemark dagegen waren verhältnißmäßig nur wenig Edle gekommen, vielleicht nur ein Drittel so viel, und diese wegen der Eile und der bösen Jahreszeit ungerüstet, so daß sie sich in Lübeck erst Pferde und Waffen ankaufen mußten.

Ferner waren erschienen die Grafen Adolph und Otto von Oldenburg mit zahlreichem Gefolge, und viele Ritter aus der Mark und aus Niedersachsen schlossen sich dem Glück versprechenden Zuge an. Nicht zu zählen war das Aufgebot der Bürger und Bauern aus den Herzogthümern und aus Jütland. Diese Leute waren tapfer und zum Theil auch wohlbewaffnet, aber man achtete sie nicht. Die Anzahl sämmtlicher Kriegsleute, die Knechte zur Bedienung des Geschützes und des übrigen unendlichen Fuhrwerks ungerechnet, mochte sich

nach mäßiger Schätzung auf 13,500 Mann belaufen. Man hoffte fest auf Sieg und auf große Beute von den reichen übermüthigen Bauern. Deshalb zogen auch die Landleute und die Bürger nicht ungern mit, und hatten sich, so viel sie konnten, mit Geld versehen, um sogleich das eroberte Gut den Rittern abzuhandeln; man hatte Pergament, Wachs und Petschaft bei sich, um sogleich gültige Verträge über der Besiegten Land abschließen zu können. Die Ritter zogen mit gewaltigem Prunke einher, als ginge es zu einem Feste, in Seide und Pelzwerk gekleidet und mit Gold und Silber geschmückt. Uebermäßig groß war der Troß und das Gefolge. Als der Junker Slenz dieses stattliche Heer erblickte, fragte er den König, ob denn Dithmarschen in den Wolken läge? und als Jener: nein! erwiederte, so gelobte er dem Könige, wenn nur hinzukommen wäre, so wollte er es ihm ohne alle Sorge überliefern.

Nun erging ein förmlicher Fehdebrief an die Dithmarschen. Das ganze Land war in gewaltiger Aufregung und nicht geringer Noth, und es gab sogar Einige, welche zur Ergebung riethen. Zu groß sei der Feinde Macht, sie dagegen seien von allen ihren Freunden verlassen. Ein solches Heer, so übergroß an Zahl, so furchtbar durch die gewaltige grausame Garde, so glänzend durch Fürsten und Ritterschaft, habe zu der Väter Zeiten niemals das Land bedroht, sie dagegen könnten einer solchen Macht kaum 6000 Mann entgegenstellen. Einige wenige Söldner hätten freilich auch sie gemiethet, aber diese seien eher eine Last und Sorge, als eine Hülfe; denn sie müßten dieselben bewachen, daß sie nicht in das Lager der Fürsten überliefen, wo sie auf hohen Sold und reiche Beute hofften. Die Landleute selbst möchten wohl stark und willig sein, aber ein langer Frieden habe sie vom Kriege entwöhnt, und es sei Keiner da, welchem man als Führer vertrauen könne. Es sei besser, durch zeitigen Vertrag vielleicht noch einige Reste der alten Freiheit zu retten, als durch unnützen

Trotz Alles zu gefährden, Habe und Gut, Freiheit und Leben. Sie hätten ja überdies ein ganz offenes wehrloses Land. Wenn der Sieg unmöglich sei, so bleibe nichts übrig, als Ergebung. Aber nur Wenige hatten diese Meinung, und sie dachten es mehr, als daß sie gewagt hätten es zu sagen. Die Landesversammlung blieb festen und ungebrochenen Muthes; das ganze Volk wollte kämpfen bis auf's Aeußerste, selbst die Weiber ermahnten zur Standhaftigkeit; man solle die von den Vätern ererbte und rühmlich vertheidigte Freiheit, für welche ja selbst die unvernünftigen Thiere zu streiten pflegten, ungeschmälert den Nachkommen hinterlassen und dafür den letzten Blustropfen wagen.

Auf welche Weise aber sollte man nun gegen die Uebergewalt bestehen? Kaum hegte wohl Einer den Gedanken, an der Landesgränze, auf der hohen Geest, in offener Schlacht dem Feinde den Eingang zu wehren; die Tapferkeit der Bauern würde zurückgeprallt sein von den festen Reihen der schlachtgewohnten Landsknechte, sie würden ungerächt zerschmettert sein durch das Geschütz und zertreten durch die Schaaren der Reiter. Viele riethen, die ganze Geest preiszugeben, Alles in die Marsch zu flüchten, sich durch Gräben und Sümpfe und Ueberfluthung des Landes zu vertheidigen und zu warten, bis Mangel und Unordnung das zu zahlreiche Heer der Fürsten von selbst auflösten. Dagegen warfen Andere ein, dadurch werde zu viel aufgegeben; und wie, wenn es nun gelänge, die Ritter zum längeren Bleiben zu bewegen und den Fußknechten für einige Monate oder auch nur für einige Wochen den Sold zu zahlen? Und war nicht auch zu fürchten, es möchte das Eis des Winters den Feinden einen festen Weg durch den Schlamm und die Gräben der Marschen darbieten? Man befolgte den Kriegsplan, bei welchem man am wenigsten verlor, und der durch die Natur des Landes, durch den Vorgang der Ahnen und durch die Erfahrung zweier Jahrhunderte vorgeschrieben war. Der ganze Nord-

westen sollte als feste Burg behauptet, die Hammen auf's Aeußerste vertheidigt, das mit einigen eilfertig aufgeworfenen Schanzen umgebene Städtchen Meldorf aber nur als ein verlorener Posten betrachtet werden. Vor Allem bauten sie auf den treusten Helfer in aller Noth, auf den allmächtigen Gott. Alle Kirchen ertönten von Gebeten. Man wandte sich zur heiligen Mutter Gottes, der oft bewährten Schützerin des Landes; Bußübungen und Fasten bereiteten zum bevorstehenden Todeskampfe, und Alle nahmen feierlich das heilige Abendmahl.

Die Fürsten warteten noch einige Tage auf freiwillige Unterwerfung; dann rückte das ganze Heer, Montags am 11. Februar, auf dem gewöhnlichen Wege, über Schloß Hahnerau in das Land ein. Die erste Nacht lagen die Fürsten in Alversdorf. Widerstand war nicht. Dinstags am 12. wollte man anfangs die Richtung gegen die Hammen einschlagen, änderte dann aber, auf Anrathen einiger Dithmarschen, welche im fürstlichen Heere dienten, den Plan, wandte sich südwestlich gegen Meldorf und gelangte, von diesen geführt, durch eine überschwemmte Gegend auf einem etwas höhern Graswege, welchen nur die genauste Ortskenntniß auffinden konnte, gegen Abend nach Windbergen, so unerwartet, daß die Nachricht ihres Anrückens die Einwohner bei den Freuden, Pfeifen und Trommeln einer großen Hochzeit traf (Brutlacht, Wertschop).

Sonst hatte man vor den eindringenden Feinden Alles aus der Geest in die Marsch geflüchtet. In Windbergen war das zweite Nachtquartier. Von hier ist nur eine Meile bis Meldorf. Das Städtchen war fast verlassen; einige Söldner, welche man auf's Gerathewohl in die Schanzen gelegt hatte, thaten ein paar Schüsse und zerstreuten sich dann mit dem Rufe: Alles ist verloren! durch das Land. Als die Feinde in Meldorf einbrachen, mordeten sie mit Absicht, um Schrecken zu erregen, Alles was sie fanden, meist Weiber, Greise und

Kinder, an Zahl 120, deren Register noch jetzt aufbewahrt ist, und für welche später in Meldorf jährliche Seelenmessen gelesen wurden. Der König und der Herzog nahmen im Kloster Quartier, und auf dem hohen Kirchthurme wurde ein goldenes Kreuz und das dänische Banner aufgerichtet. In der Stadt und der Umgegend wurde Alles geplündert; drei Dörfer standen in Flammen.

In der Gegend von Heide und Oldenvörden war die Hauptmacht der Dithmarschen vereinigt. Gewaltig war die Aufregung und Besorgniß. Lauter als früher riethen einige Furchtsame zur Ergebung. Der Feind stehe in der Landesmitte, Meldorf sei ohne Widerstand gefallen, die Flucht der Söldner sei eine schlimme Vorbedeutung. Verderblicher aber als die, welche so sprachen, waren diejenigen, welche am Vaterlande verzweifelnd stillschweigend davon gingen oder wohl gar heimlich nach Meldorf schlichen, um durch zeitige Ergebung und Vaterlandsverrath ihr eigenes Heil zu besorgen. Schlimm war es überhaupt, daß es keinen Führer gab, der mit gebietendem Ansehn und kriegserfahrenem Sinn die gesammte Kraft des Landes nach einem festen Plan geleitet hätte. So war kein gemeinsames Handeln. Auf viele Punkte zerstreute sich die Mannschaft, weil man nicht wußte, wo der Feind den Angriff machen würde, und weil Jeder am liebsten unmittelbar den eigenen Heerd vertheidigt hätte. Einige riethen, man sollte das ganze Festland räumen und mit Weib und Kind nach der Insel Büsum hinüberflüchten und dort so lange verweilen, bis das Kriegsunwetter sich von selbst verzogen habe. Aber auch jetzt blieb die große Mehrzahl der Landesversammlung fest; noch sei Nichts verloren, Meldorf habe man nie halten wollen, und nicht zum ersten Mal sei es in Feindeshand. Die Flucht der Söldner sei ein Glück, denn nun dürften sie, von Verräthern frei, muthig sich selbst vertrauen. Sie wären noch unbesiegt; nur durch die Ermordung von Wehrlosen hätten die Feinde ihre Heldenkraft bewährt

und sich dem Zorne Gottes ausgesetzt. Noch hätten sie die ganze Marsch, des Landes besten Theil, wo sie den eindringenden Feind, wenn sie die Schleusen öffneten, im salzigen Wasser ertränken könnten; noch hätten sie auch die Hammen, wo vielleicht wiederum die holsteinschen Ritter ein blutiges Ende finden sollten.

Aufgeregt und stürmisch war die Landesversammlung; auch die Weiber redeten, und manche versprachen mitzuziehen auf den Wagen oder gar im Streite voranzustehen. Die Männer sollten muthig sein, der große Prunk der Feinde mache die Kraft nicht aus, sie sollten sich nicht fürchten vor Leuten, welche die Welt mit Worten fressen wollten und nicht nur gegen sie, sondern auch gegen Kaiser, Papst und Gott selbst frech die Waffen erhöben. Das sei der Feinde größtes Verlangen, daß künftighin ihre Kinder nicht als freie Hälse und Helden, sondern als Knechte und Leibeigene geboren würden. Deshalb sollten sie sich als tapfere Kriegsleute wehren, und nicht wie Weiber die Hände in den Schooß oder unter die Schürze stecken. Pfui! der Schande, wenn dem also geschehen sollte, daß sie einer Herrschaft angehörten, vor welcher ein Bauer und ein Hund gleiche Geltung hätte (es kam in Dänemark wirklich vor, daß Bauern gegen Hunde vertauscht wurden).

Das Besorglichste war immer, daß die Dithmarschen in der Ungewißheit, wo der feindliche Hauptangriff erfolgen würde, ihre Kraft zu sehr zertheilen mußten. Aber Gott half denen, welche sich selbst nicht verließen.

Auch die Fürsten gingen nicht mit stolzer Unbesonnenheit zu Werke. Die große Garde hatte Jahre lang mit ähnlichen Leuten und in eben solchen Gegenden ihre Kriege geführt. Man wünschte sehr, daß die Dithmarschen sich ohne Kampf unterwerfen möchten, und in dieser Hoffnung rastete man noch drei ganze Tage zu Meldorf. Mehrere Späher waren ausgesandt; alle aber fielen in die Hände der Bauern und wurden von diesen im ersten Grimme erschlagen, nur einer, ein

Eiderstedter Frise wurde verschont und ihm durch Drohungen das Geständniß abgepreßt, daß die Fürsten am nächsten Montage über Hemmingstedt gegen Heide ziehen wollten. Dieser Fingerzeig wurde die Rettung des Landes. Heide liegt zwei Meilen nördlich von Meldorf; das Dorf Hemmingstedt bezeichnet ungefähr die Mitte des Weges; von hier nach Heide ist Geest, nach Meldorf zu aber tiefe, sumpfige Marsch. Eins der Landeshäupter, Wolf Isebrand, sammelte mit gebietendem Ansehn die ganze Mannschaft dreier Kirchspiele, nämlich Oldenvörden, Nienkerken und Hemmingstedt, zu denen sich noch manche Andere gesellten. In der Marsch, nicht weit vor Hemmingstedt, an der schmalen mit tiefen Gräben eingefaßten Meldorfer Straße arbeiteten sie mit aller Anstrengung die ganze Nacht vom Sonntage zum Montage an der Aufführung einer Schanze. Diese Stelle war von Alters her wegen allerlei Spuk verrufen und hieß deshalb der Tausendteufelswarf; jetzt heißt sie, vielleicht zum Spott, der Schweinemoor. Die Gräben waren hier zufälliger Weise im vergangenen Herbste von Neuem vertieft und der ausgebrachte Schlick auf den Weg geworfen; überdies war durch die Arbeit der Nacht Alles verfahren und aufgewühlt. Die fertige Schanze ließ Wolf Isebrand mit Geschütz besetzen, und die Männer legten sich hinter den Wall in Erwartung der Feinde. Ihre Zahl ist nicht genau zu bestimmen; es mochten wohl an 1000 sein. Ein Mädchen aus Hohenvörden erbot sich, mit der Lanze und mit dem Banner, nämlich einem Kreuze, voranzustehen; sie hatte ewige Jungfraunschaft gelobt und dafür große Versprechungen erhalten. Der Schlachtruf sollte sein: Hilf Maria, du Milde!

Weil man aber der Aussage des Spähers nicht vollkommen traute, auch die Fürsten etwa ihren Entschluß ändern konnten, so durften die Dithmarschen die übrigen Punkte nicht unbesetzt lassen, und die Hauptwacht stand etwas rückwärts in der Marsch in der Gegend von Oldenvörden. In

der nämlichen Nacht schlich ein Landesverräther, Karsten Holm aus Heide, nach Meldorf zu den Fürsten; doch wagte er nicht bei ihnen zu bleiben, aus Furcht, die Dithmarschen möchten an den Seinigen Rache üben, sondern stahl sich in der Nacht noch wieder zurück, nachdem er ihnen vorher Rath ertheilte und sie auf den Morgen in sein Haus nach Heide geladen hatte, um sie von da weiter nach Lunden zu führen. Von Wolf Isebrand's Schanze aber konnte er nichts entdecken, weil er selbst nichts davon wußte.

Unterdeß war der Wind nach Westen umgesprungen, und der Frost hatte sich in Thauwetter verwandelt. Der Montag Morgen brach spät und trübe an. Da rieth Herr Hans Alefeld, Marschal der Herzogthümer, welcher das Banner des Königreichs, das berühmte Danebrog, trug, zum Aufschub; auch Junker Slenz war derselben Meinung. Aber die übrigen Hauptleute drangen auf schleunigen Aufbruch; das Wetter könne sich bessern, man wolle mit den Bauern schon fertig werden. Ihnen stimmten die Fürsten bei, und das Heer brach auf. Groß war die Zuversicht und gewaltig der Lärm, um die Bauern einzuschüchtern. Das Lied sagt:

„Da sind gehöret Trompeten und Bungen (Trommeln),
Die Büchsen in den Himmel klungen."

Voran marschirte die Garde mit den Söldnern, dann folgten auf dem schmalen Wege in unendlicher Linie die Schaaren der Bürger und Bauern, dann die stolzen Ritter mit ihren Knappen, und hinter diesen, höchst unverständig, die Masse des Fuhrwerks, beladen nicht nur mit Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath, sondern, als ginge es zum sichern Siege, mit Kostbarkeiten und unnützem Geräthe aller Art. Aber das Wetter wurde nicht besser. Grade nach Norden ging der Zug. Der Nordwest warf ihnen Regen mit Hagel und Schnee vermischt entgegen; sie konnten die Augen nicht aufschlagen, Niemand wußte, was vor ihm war. Der Weg wurde jeden Augenblick schlechter, und kamen die Ersten auch noch leidlich durch, so

arbeiteten die Letzten bis über die Knie im zähen Schlamme. Dennoch behielt man guten Muth; die Ritterschaft verließ sich auf die furchtbare Garde, und aus den Reihen dieser erscholl durch das Unwetter fortwährend der trotzige Ruf: Wahre dich Bauer, die Garde kommt! Erst Mittag um 1 Uhr hatte man einen Weg zurückgelegt, der sonst einem Fußgänger eine Stunde kostet. Da plötzlich, unerwartet und ungesehen, donnerte ihnen das Geschütz aus Wolf Isebrand's Schanze entgegen, und die Kugeln schlugen in die dicht gedrängten Schaaren der Garde. Doch diese stellte sich rasch zur Schlacht; Junker Slenz ließ die Kanonen auffahren und in den wüsten Nebel hinein richten; aber die Stücke selbst und die Munition waren durchnäßt; Sturm und Regen heulten entgegen, man konnte nicht abfeuern; nur wenige Steinkugeln wurden hinüber geschleudert, während die Dithmarschen unablässig aus sicherem Hinterhalte Tod und Verderben hernieder sandten. Indessen versuchten die Landsknechte unverdrossen alles Mögliche; sie legten die Lanzen über die Gräben, warfen mitgebrachte Bretter und Faschinen darauf, überschritten diese Brücken und suchten so sich ins Breite zu dehnen und eine Schlachtstellung zu gewinnen. Aber das kostete unsägliche Mühe, denn Gräben folgten auf Gräben; sie steckten fest im Schlamme und konnten die erstarrten Füße kaum aus dem halbgefrorenen Boden herausziehen. Nur mit Mühe konnten die Hände die Waffen halten, und immer noch standen sie in tiefen, ungeordneten Haufen. Der Muth ihrer Gegner wuchs; einige der Verwegensten brachen aus der Schanze hervor, um das Geschütz zu erobern oder unbrauchbar zu machen; aber die Garde warf sie zurück. Bald jedoch stürmten sie wieder heran und stürzten diesesmal glücklich die Kanonen in den Morast. Wie die Schlacht länger dauerte und der Kanonendonner weithin erscholl, wuchs von Minute zu Minute die Schaar der Dithmarschen. Aber jetzt drohte die größte Gefahr. Es war den Landsknechten gelungen, ihre Linie bis über die

Breite der Schanze auszudehnen, und sie waren im Begriff diese zu umgehen, um die Dithmarschen im Rücken zu fassen. Das durfte nicht geduldet werden. Einige Hundert stürmten aus der Schanze heraus, die Jungfrau mit dem Kreuze voran, die Männer von furchtbarem Ansehn mit langen Bärten und barfuß; Schilde, Brustharnische, selbst die Helme warlen sie von sich und setzten mit den langen Springstöcken leichtfüßig über die Gräben. Aber noch bewährte die Garde den alten Ruhm, einmal und noch einmal warf sie die Bauern in die Schanze zurück. Indeß war die Mannschaft der großen Osterdöffte eingetroffen, und es erschien ein neuer entsetzlicher Feind, nämlich die Fluth. So wie diese stieg, zogen die dithmarsischen Strandwachen zwischen Meldorf und Oldenvörden die Schleusen, und vom Nordwest getrieben, stürzte das wilde Salzwasser mit furchtbarer Schnelligkeit sich verbreitend über die Marsch. Zum dritten Mal fielen die Dithmarschen aus, und diesesmal mußte die Garde erliegen im dreifachen Kampfe mit Menschen, Sturm und Wellen. Noch saß Junker Slenz hoch auf seinem mächtigen Schlachtrosse und rief mit lauter Stimme, wer von den Bauern Muth habe, solle nur ankommen. Da sprang der große Reimer von Wimerstedt herzu, schlug mit der Hellebarde den Spieß des Ritters zur Seite und traf ihn, daß er sammt dem Pferde zusammenstürzte. Die Axt der Hellebarde steckte im Panzer fest, Reimer trat sie mit dem Fuße tief in die Brust hinein und schleppte dann mit einigen Freunden Mann und Roß in den nächsten Graben. Er hat nachher selbst ein Schlachtlied gedichtet, an dessen Schlusse, wahrscheinlich von einem Andern angefügt, es heißt:

„Der uns die große Guardie todtschlug, das will ich euch wohl sagen,
Das hat der große Reimer vom Wimerstedt gethan, der hat die große Guardie geschlagen,
Der uns das neue Liedlein sang, ganz neu hat er gesungen;
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, mit seinen langen gelben krausen Haaren."

Die Schlacht war zu Ende und das Morden begann. Schon lange war der Ruf: „Wahre dich Bauer! die Garde kommt!“ verstummt, und es ertönte dagegen: „Wahre dich, Garde, der Bauer kommt!“ Jeder suchte sich zu retten, wie er konnte. Unbeweglich hatten bis jetzt sowohl die Landleute als die Ritter gestanden; es mochte eben so unmöglich sein vorzudringen und der Garde zu helfen, als sich zurückzuziehen. Nun stürzten die grimmigen Sieger auf die große Schaar der Bürger und Bauern, welche widerstandlos als Opfer für den Ehrgeiz ihrer Fürsten fielen. Dann kam der Kampf an die Reiter. Diesen halfen nicht männliche Tapferkeit, nicht die langen Ritterspieße noch die großen Schwerter, nicht die undurchdringlichen Rüstungen und die stattlichen Streitrosse. Alles war ihnen zur Last. Eng waren sie zusammengedrängt auf dem schmalen Dammwege; wem es auch gelang, seitwärts die Gräben zu überspringen, der versank jenseits im Schlamme. Den Rückzug machte die Menge der Wagen unmöglich. Das Geschirr war in einander gefahren; man hatte wenden wollen, und die Wagen versperrten quer den Weg; die Knechte hatten die Stränge abgeschnitten, um wo möglich auf den ledigen Thieren zu entfliehen. Von beiden Seiten bedrängten die Dithmarschen mit Lanzen und Geschütz die unglückselige Schaar. „Schont die Reiter, schlagt die Pferde,“ hieß es. Die verwundeten Thiere bäumten sich wild empor, überschlugen sich, stürzten und wälzten sich schlagend und zappelnd im Moraste. Erst als die Dithmarschen des Sieges ganz gewiß waren, änderte sich der Ruf in: „Schont die Pferde, schlagt die Reiter.“ Die Ritter starben kläglich eines dreifachen Todes, erschlagen, erdrückt und ertränkt. Mancher tapfere Mann kam um, ohne nur das Schwert gezückt zu haben. Erst als die Gräben von Todten erfüllt waren, wurden die Leichen der Freunde Manchem eine Brücke der Rettung. Der Nebel, der Pulverdampf, der Dunst von Menschen und Thieren und vom strömenden Blute entzogen dem Auge den größten Theil des

schrecklichen Schauspiels. Kaum drei Stunden hatte die Schlacht gedauert, als es anfing zu dunkeln, ein Glück für den Ueberrest der Besiegten, welche sich nun nach Meldorf hin retten konnten. Hier fand sich auch der König und der Herzog ein; sie wußten selbst nicht, wie sie davon gekommen waren. In dem Städtchen waren etwa 500 Mann als Besatzung zurückgeblieben, welche die Fürsten anfangs den unglücklichen Ueberresten ihres Heeres zu Hülfe führen wollten; da aber erschien das Aufgebot des Süderstrandes mit Piken und Geschütz, und nun flüchteten Alle, so schnell sie vermochten, nach Holstein zu. Die Dithmarschen drangen ein und erschlugen, was sie noch fanden. Wäre, sagt das Lied, der Strandmann nur zwei Stunden früher gekommen, so hätten nicht König noch Herzog das Leben behalten. — Gut die Hälfte ihres Heeres war erschlagen; gefangen genommen hatten die Dithmarschen nicht; von der Garde allein blieben 1426 Mann, 250 Edelleute aus dem Königreiche und den Herzogthümern, ferner 50 Edelleute aus der Mark und aus Niedersachsen. Beide Grafen von Oldenburg, Adolph und Otto, lagen todt; 20 von der Familie Pogewisch, 11 Alefelde, unter ihnen der Marschal Hans Alefeld, welcher des Reiches Banner erst mit dem Leben gelassen hatte, 5 Rantzaus u. s. w. Da war keine Familie in Schleswig und Holstein, welche nicht in tiefe Trauer versetzt war.

Die Dithmarschen zählten von ihren eigenen Landsleuten nur 52 Todte und 8 von den fremden Söldnern. Den Abend hindurch hausten die Sieger auf dem Schlachfelde und stachen ohne Barmherzigkeit Alles nieder, was noch Leben in sich trug. Dennoch fand man am andern Morgen noch mehrere nicht ganz Todte, und diese wurden begnadigt. Mehrere Tage dauerte das Plündern, und Mancher zeigte sich dabei sehr thätig, der in der Schlacht sich ängstlich zurückgehalten hatte. Die Todten wurden nicht nur der Waffen, sondern auch aller Kleider, sogar der Hemden beraubt,

nur die Hosen ließ man ihnen. Einige Tausend gemeiner Leute wurden unordentlich bestattet, die Leiber der Edeln aber blieben unbegraben im Schlamme liegen. Die Prioren der Klöster von Segeberg, Arensböck und Bordesholm ließen um die Leichen der Oldenburger Grafen, der Alefelde und der Rantzaus bitten; aber umsonst. Da schwuren die unmündigen Söhne und Verwandten der Erschlagenen den Dithmarschen Rache. Johann Rantzau, damals ein 8jähriger Knabe, hat 59 Jahre später den Schwur erfüllt. Die Beute der Dithmarschen war ungemein groß; die Fürsten selbst schlugen ihren Verlust auf 200,000 Gulden an. Auf's Beste gerüstet und geschmückt, mit Geräth und Kostbarkeiten und baarem Gelde reichlich versehen, war man ausgezogen, und Alles hatte man den Siegern auf das Schlachtfeld entgegen geschleppt. Erbeutet wurden beider Fürsten Kammerwagen mit einem großen Schatze, ein beschlagener Wagen des Königs mit vielem Silber geladen, davon er Münze zu schlagen gedachte (doch wahrscheinlich Denkmünzen auf die Eroberung des Landes); ferner 24 große silberne Schüsseln und verschiedene goldene und silberne Trinkgeschirre, worunter des Herzog Friedrich schöner goldener Becher; an 3000 Wagen mit Lebensmitteln und allerlei Geräthschaft, sonderlich zum Kriege. Ein Wagen war voller Hühner, welche mit Rosinen und andern schönen Sachen gefüllt waren und gebraten werden sollten, wofür die Dithmarschen dem Könige spöttisch dankten. Sie eroberten natürlich alles große und kleine Geschütz, auch 4 Lasten Büchsenpulver und 7 Fahnen, worunter das Reichskleinod der Dänen, das berühmte Danebrog, welches ihnen zur Zeit Waldemar's des Siegers, fern im Osten, am finnischen Meerbusen, in einer schweren Schlacht gegen die heidnischen Esthen unmittelbar vom Himmel herabgesandt war. Dieses Banner wurde nachher in der Kirche zu Oldenvörden aufgehängt. Es wird erzählt, man habe goldene Ketten aus dem Schlamme hervorgezogen, welche man aber, weil sie schwarz gewesen, für

schlechtes Metall gehalten und das Vieh damit angebunden habe. Erst durch das Abscheuern sei ihr Werth erkannt.

Durch diesen wunderbaren Sieg wurde der Name der Dithmarschen in ganz Europa berühmt. Die Lübecker, welche doch nichts dazu gethan hatten, gaben ihre Freude zum schweren Aerger des Königs in possenhaften Fastnachtsspielen kund, und nicht wundern darf es uns, wenn nach solchem Gelingen bei den Dithmarschen selbst das angeborene Selbstgefühl oftmals in stolzem Trotze hervortrat. In den Schlachtliedern von Hemmingstedt kommen zuerst die später mehrfach wiederkehrenden Schlußreime vor:

„De sik gegen Dithmerschen setten will,
De stelle sik woll thor Wehre;
Dithmerschen dat schölen Buren sin,
It mögen wol wesen Heren."

oder auch:

„Leven de Dithmerschen noch söven Jahr,
Se werden der Holsten Heren."

---

## Elftes Capitel.

---

# Die Folgen der Schlacht bei Hemmingstedt.

---

Nicht in müßiger Ruhe genossen die Dithmarschen die Früchte ihres Sieges; die Männer des Nordens setzten über die Eider, verwüsteten Stapelholm und plünderten das Kirchspiel Erwete ganz aus. Aber wichtiger war es, daß sie die gehässige Tielenburg, welche dem Herzog Friedrich gehörte, umlagerten und nach drei Tagen eroberten. Die Feste wurde

sogleich geschleift, und Grund und Boden den Kirchspielen der Osterdöffte, welche die Eroberung vollbracht hatten, zugetheilt. Dann wurde die Gegend von Hademarschen im eigentlichen Holstein ausgeplündert. Aber es kam auch eine Warnung vor Uebermuth. Die Strandleute des Südens wollten sich hervorthun und zogen gegen St. Margarethen in der Wilstermarsch, indem sie, wie sie sagten, der Heiligen die Füße verbrennen wollten. Aber sie verbrannten sich selbst. Durch Unvorsichtigkeit fing ihr Pulvervorrath Feuer und flog auf; dann kamen die rüstigen Marschleute über sie und schickten sie mit ziemlichem Verluste wieder heim.

Die Fürsten ihrerseits gaben trotz des ungeheuern Unglücks nicht sogleich alle Hoffnung auf; der König behielt nicht nur die Trümmer der Garde noch eine Zeit lang in seinem Solde, sondern begann sogar noch neue Truppen zu miethen; aber einlaufende Nachrichten von bedenklichen Unruhen, welche in Folge jener großen Niederlage in Norwegen und Schweden ausgebrochen waren, setzten bald allen weitern Plänen ein Ziel und ließen es schon am 15. Mai desselben Jahres auf einem Tage zu Hamburg unter Vermittlung der Städte zu einem Waffenstillstande auf unbestimmte Zeit kommen. Alle Streitigkeiten sollen mit Hülfe der Städte Lübeck und Hamburg geschlichtet werden, die Helgoländer Händel insbesondere soll der gelehrte Doctor Albert Crantz zu Hamburg schiedsrichterlich beilegen. Die Eider wird Landesgränze gegen Schleswig; dadurch blieb das Gebiet der Tielenburg den Dithmarschen; sie leisteten aber einigen Ersatz, indem ihnen einige Wiesen auf der Nordseite in Stapelholm gehört hatten. Wenn andere Streitigkeiten noch entständen, so solle über diese nach alter Weise von acht Abgesandten jederseits auf dem Kuckswalle an der holsteinschen Gränze verhandelt werden. Die Hauptsache, nämlich der Anspruch der Fürsten auf die Landeshoheit, wurde mit Stillschweigen übergangen. Die Waffen ruhten nun, aber Freundschaft wurde nicht wieder, vielmehr fand der Haß fast

täglich neue Nahrung, und die Züchtigung Dithmarschens war fortan den dänischen Königen eine erbliche Pflicht der Ehre und der Rache. Gewaltthätigkeiten und Räubereien zu Lande und zu Wasser fielen von beiden Seiten sehr häufig vor. Die Dithmarschen wollten die abgetretenen Wiesen an der Eider nicht herausgeben. Ein norwegisches Schiff strandete am Holsten-Graben, die Dithmarschen hatten rasch angefangen Strandrecht zu üben; allein Herzog Friedrich behauptete, das Wrack läge auf seinem Grund und Boden.

Die Helgoländer Händel kamen nie zur Erledigung, denn Herzog Friedrich wollte den Dithmarschen keinen Antheil an der dortigen Häringsfischerei verstatten, ehe sie nicht den früher dort angerichteten Schaden ersetzt hätten. Sie dagegen drohten fortwährend mit Gewalt, so daß im Jahre 1511 der Herzog den Nordfrisen, welche sich zum Häringsfange dorthin begeben wollten, befahl, sich mit Büchsen und Kraut, Harnisch und guter Wehr wohl zu besorgen, zum Schutze sowohl ihrer selbst als seines dortigen Vogtes. Er begehrte sogar von den Hamburgern ein Gleiches, bat diese um ein Kriegsschiff und ließ selbst vier gerüstete Schiffe von Husum ab hingehen.

Daß es bei dieser steten Feindseligkeit doch zu keinem wirklichen Friedensbruche kam, daran waren zuerst die weit reichenden Erschütterungen Schuld, welche dem großen Umsturze bei Hemmingstedt folgten. Auf die Nachricht dieser Schlacht sammelten sich alsbald die unlängst aus Budjadingen geflüchteten Frisen*), kehrten mit gewaffneter Hand zurück, eroberten die Feste zu Rothenkirchen und gewannen ihrem Ländchen die uralte Freiheit wieder. Darum mußte Johann von Oldenburg seine erschlagenen Brüder ohne Blutrache liegen lassen. Was den König des Nordens betrifft, so wurden die Bewegungen in Norwegen freilich unterdrückt, die Schweden dagegen rissen sich unter ihrem Reichsverweser völlig von Dänemark

*) Siehe S. 80.

los, und der König erlebte sogar den Schimpf, daß seine Gemahlin Christine 1502 in Stockholm gefangen und nur auf Verwendung der ihm sonst verhaßten Lübecker freigegeben wurde. Die steten Mißhelligkeiten mit den Städten lähmten die Fürsten gleichfalls, noch mehr aber das zwischen beiden Brüdern seit dem Hemmingstedter Unglück eingetretene kalte, fast feindliche Verhältniß. Auch war König Johann nicht der Mann, Eins entschieden, besonnen und ausdauernd zu wollen; er griff vielmehr bald Dieses bald Jenes mit Eifer auf, so daß die alten Pläne unter den neuen zu Grunde gingen. So brachte er allerdings 1507 einen den Dithmarschen sehr gefährlichen Entwurf zu Stande. Damals war Graf Edzard von Ostfrisland sehr mächtig, welcher erst im Jahre vorher die große Stadt Gröningen gewonnen hatte. Dieser sollte auf des Königs Kosten mit 2000 Mann von der Seeseite her den Angriff machen, während 5000 Mann, welche der Graf gleichfalls auf königliche Kosten stellt, über die Geest eindringen. Der König schickt ferner 1000 Bauern, welche sogleich im Lande eine Befestigung aufwerfen sollen. Die Dithmarschen waren um so besorgter, da 1506 ein großes Sterben in ihrem Lande gewesen war, welches auch den vielfach beklagten Wolf Isebrand hinwegriß, den theuern Helden, der besser war im Streite als 4000 blöde Männer. Der ganze Plan hatte aber gar keine weiteren Folgen, und so blieb es bis zum Tode des Königs Johann am 20. Februar 1513.

Die Dithmarschen hatten bald nach dem Siege angefangen, zur Ehre der Mutter Gottes ein Jungfrauenkloster in Hemmingstedt zu erbauen. Weil aber die züchtigen Jungfrauen des Landes sich lieber tüchtigen Männern als dem Himmel vermählen wollten, so konnte es nicht recht in Aufnahme kommen. Man riß daher 1518 den Bau wieder nieder und errichtete dafür zu Lunden ein Kloster der grauen Mönche oder Barfüßer, wie es schon längst eins der Predigermönche zu

Meldorf gab. Ehe aber auch dieses recht zu Stande kam, trat die Reformation dazwischen.

Nicht befremden wird es, wenn bei dem bis zum Uebermuth gesteigerten Selbstgefühl einzelne Unruhen im Innern vorkamen. Im Jahre 1508 diente eine Dirne aus dem Kirchspiele Lunden auf dem Blankenmoore im Kirchspiel Nienkerken, wurde dort schwanger und durfte deshalb nicht wieder zu den Ihren zurückkommen. Aber dem Peter Schwin von Lunden, einem der Ersten des Landes, und Boien Herringe von Blede schien der Schimpf zu groß; sie zogen hin, steckten die Scheune an und verbrannten die Person mit dem Kinde.

Ueber diese That entrüstet, zog die ganze Westerdöffte mit den Kirchspielen Hemmingstedt und Heide gegen Lunden ins Feld. Die Lundener aber rückten ihnen entgegen, und es kam zu einem Schießen, bei welchem unter andern einem Pfaffen auf dem Kirchhofe zu Hemme ein Bein abgeschossen wurde. Als die von der Westerdöffte hier nicht durchdringen konnten, zogen sie zurück, aber nur, um es auf einem andern Wege wieder zu versuchen. Jetzt aber hatten die Lundener die Nordhamminger, d. h. die Kirchspiele an der nördlichen Hamme an sich gezogen, und es kam zu einem ordentlichen Gefechte, wobei sie mit Falkonetten und halben Schlangen auf einander feuerten. Doch mochte es wohl so bitterer Ernst nicht sein, denn es geschah wenig Schaden und nur zwei Menschen wurden getödtet. Die Lundener aber rühmten sich, das Feld behauptet zu haben. Nachher wurde die Sache vertragen. Tiefer jedoch griff folgendes Ereigniß ein: Im Jahre 1509 kam ein Bürger von Lübeck, ein Goldschmied, mit Namen Joest Jakobs, beklagte sich vor dem Lande und den 48 Verwesern, daß ihm großer Schaden vom Könige von Dänemark zugefügt sei, mit der Bitte, die Dithmarschen möchten ihm vergönnen, daß er sich auf der Eider an seinem Feinde räche und durch Rauben sich seines erlittenen Schadens erhole. Das ganze Land und die Achtundvierzig wollten das nicht

gradezu gestatten, aber Karsten Holm von der Heide (wahrscheinlich der damals noch nicht entdeckte Verräther von 1500) verabredete sich erst mit einem Klaus Johann von Lunden und gewann mit diesem noch einige wenige, und wußte es so einzurichten, daß dem Klaus Johann und Jost Jakobs nachgesehen wurde, als sie wirklich anfingen auf dem Eiderstrome Räuberei zu treiben. Sie fuhren damit fort bis zu Ostern des folgenden Jahres; da sie sich aber nicht enthalten hatten, auch gegen Dithmarschen Gewaltthaten auszuüben, so traten die einheimischen Kaufleute und Schiffer klagend vor das Land. Da waren mehrere sehr stürmische Versammlungen, nicht alle zu Heide, namentlich eine bei der alten Stellerburg. Die Hauptthäter wurden schwer angeklagt, daß sie ohne Erlaubniß des Landes sich solches unterfangen hatten; die Achtundvierzig, weil sie durch die Finger gesehen, wurden sämmtlich entsetzt und mit Geldstrafen gebüßt. Die, welche die Kaperbriefe ausgegeben hatten, mußten Bürgen für große Summen Geldes stellen; das Haus des Karsten Holm wurde vom ergrimmten Volke inwendig verwüstet, wenn nicht völlig zerstört. Schade ist es, daß wir nicht erfahren, wie die Stellen der Achtundvierzig wieder besetzt sind.

In den nordischen Reichen war Christian II. seinem Vater gefolgt. Dieser eben so talentvolle, als gewaltthätige und hinterlistige Fürst möchte den Dithmarschen ein böser Nachbar geworden sein, wenn nicht die Pläne gegen das noch immer rebellische Schweden und gegen die dänische Aristokratie seine ganze Seele eingenommen hätten. So blieb es, einen oder den andern blinden Lärm abgerechnet, bei den alten Verhältnissen. Als aber Christian Schweden mit Waffengewalt bezwungen und durch die berüchtigten Schlächtereien zu Stockholm ganz niedergeworfen, aber unmittelbar darauf durch Gustav Wasa's ausdauernden Heldenmuth und durch der Delekarlen Tapferkeit wieder verloren hatte; als dann der eigene Adel gegen ihn aufstand, ihn sammt seinen Kindern aus

dem Reiche jagte (14. April 1523), und seinen Oheim, den klug abwartenden Herzog Friedrich, auf den Thron erhob: da machte die Sorge, der kaum Entflohene könne zurückkehren, daß der neue König und sein Erbprinz Christian ganz schnell schon um Ostern mit den Dithmarschen einen festen Frieden und ein Freundschaftsbündniß schlossen.

---

## Zwölftes Capitel.

---

# Die Reformation.

---

Mehrere Jahre waren vergangen, seit Luther zuerst eine freie Stimme gegen Pfaffenunfug und Irrwahn erhoben hatte, und sein Wort hatte bereits einen Wiederhall gefunden, nicht nur in allen deutschen Landen, sondern fast durch ganz Europa, als die Dithmarschen noch wenig davon vernommen hatten. Sie waren durch ihren einfach verständigen und ernst religiösen Sinn und durch die natürliche Freiheit ihres geselligen Zustandes zur Annahme der Reformation so geeignet, wie irgend ein anderes Volk; aber eben bei dieser Freiheit konnte auch der Widerstand frei hervortreten, und die Erfahrung hat immer gelehrt, daß schlichte Leute, Bauern zumal, nicht leicht von einer einmal gehegten Ueberzeugung weichen, und für's Erste fest und eifrig jeder Neuerung entgegentreten. Sie hatten große Ehrfurcht vor der Mutter Gottes und hielten viel auf Wallfahrten, meist zum heiligen Blute nach Wilsnack in der Priegnitz, nicht selten aber auch nach Jerusalem. Peter Schwin war in St. Jago di Compostella und Andreas Brus von Büsum (Beide damals lebend) zweimal in Rom, und

brachte von dort 1500 für seine Kirche eine stattliche Ablaßbulle mit. Auf jeden Fall mußte die Reformation in Dithmarschen sich auf ganz besondere Weise gestalten. Das Hauptereigniß können wir größtentheils mit Martin Luthers Worten geben *).

Heinrich von Zütphen, so zubenannt nach einer Stadt in Geldern, hatte sich nach Wittenberg begeben, um dort Philosophie zu studiren, trat aber durch Luthers Einfluß bald zur Theologie und zur Reformation über. In die Niederlande zurückgekehrt, gerieth er in Streit mit den altgläubigen Geistlichen; der Prior des Augustiner-Klosters zu Antwerpen warf ihn zweimal ins Gefängniß, und ihm drohte der Feuertod, dem er sich aber glücklich durch die Flucht entzog. Er wollte sich wieder nach Wittenberg wenden und kam auf der Reise dahin im Jahre 1522 durch Bremen. Hier wurde er von einigen frommen Christen, meist vornehmen Bürgern, freundlich ersucht und gebeten, eine Predigt zu thun, welches er ihnen aus christlicher Liebe nicht weigerte, sondern die erste Predigt Sonntags vor Martini in einer Capelle bei der St. Anscarius-Kirche hielt. Da ihn das Volk hörte, daß er das Wort Gottes lehrte, so wurde er fleißig gebeten und aufgefordert von der ganzen Gemeinde der Pfarrkirche, ihnen dasselbige Wort Gottes ferner zu predigen und bei ihnen zu bleiben, was er eine Zeitlang annahm, solches mit ihnen zu versuchen, und predigte daselbst zwei Jahre lang. Aber alsbald setzten sich die Mönche und Pfaffen, die Chorherren und auch der Erzbischof gegen ihn und forderten vom Rathe seine Vertreibung. Aber dieser und besonders die Gemeindevorsteher schützten ihn, weil ihm Niemand beweisen konnte, daß er etwas wider Gottes Wort gepredigt habe. Es kam so weit, daß der vom Erzbischof bestellte Weihbischof ganz von Bremen wegzog und aus großem Zorne die Kinder der Ketzer nicht mehr firmeln wollte. Auf einer Provinzialsynode zu

*) Historia Bruder Heinrichs von Sudphen in Diedmar von den Feinden des Evangelii verbrand.

Burtehude wurde Heinrich zuletzt von den Geistlichen ungehört als Ketzer verdammt.

Da nun Gott der Allmächtige die Zeit ersah, daß der gute Heinrich mit seinem Blute die Wahrheit, von ihm gepredigt, bezeugen sollte, sendete er ihn unter die Mörder, welche er dazu bereitet hatte. Also begab es sich anno 24, daß er berufen ward von Nicolaus Boien, Pfarrherrn, und andern frommen Christen derselben Pfarre zu Meldorf, ihnen das Wort Gottes zu verkünden und sie aus des Antichrists Rachen zu reißen; denn dieser regierte daselbst gewaltiglich. Welchen Beruf er als von Gott annahm und deshalb ihnen zusagte, daß er kommen wollte. Danach auf St. Katharinenabend forderte er zu sich sechs fromme Mitbrüder und Bürger, hielt ihnen vor, wie er nach Dithmarschen berufen wäre, und zeigte ihnen an, da er nicht allein schuldig wäre, ihnen, sondern Jedermann, wer es begehrte, das Wort Gottes zu verkündigen, gedächte er nach Dithmarschen zu ziehen und zu warten, was Gott mit ihm ausrichten wollte. Er bat deshalb, sie wollten ihm einen guten Rath geben, wie er am füglichsten dahin kommen möchte, daß die ganze Gemeinde es nicht innen würde und seine Reise nicht verhinderte. Es antworteten die frommen Christen darauf und baten ihn, er möchte bei ihnen bleiben und bedenken, wie das Evangelium noch sehr schwach im Volke wäre, sonderlich in den umliegenden Städten, und die Verfolgung noch groß; er möchte auch bedenken, daß er von ihnen berufen sei, das Wort Gottes zu predigen. Wollten aber die Dithmarschen einen Prediger haben, so möchte er einen anderen daselbst hinschicken, denn sie wüßten wohl, was die Dithmarschen für ein Volk wären. Sie zeigten ihm auch an, daß sie nicht wüßten, ihn ohne Einwilligung der ganzen Pfarre ziehen zu lassen. Heinrich stellte ihnen vor, daß sie ja außer ihm noch andere gute Lehrer hätten, die Papisten seien so gut wie überwunden, auch wollte er sich nur auf kurze Zeit von ihnen entfernen; der

ganzen Gemeinde aber könne er es nicht anzeigen, weil er die Reise heimlich durch Feinde und Verfolger hindurch zurücklegen müsse. Mit solchen Worten stellte er sie zufrieden, und sie vergönnten ihm zu ziehen.

Am Montag in der ersten Woche im Advent zog Heinrich mitten durch das Stift Bremen nach Dithmarschen und kam nach Meldorf, wohin er berufen war, wo er auch mit großer Freude von dem Pfarrherrn sammt andern frommen Christen empfangen wurde. Sobald er dahin gekommen war, wiewohl er noch keine Predigt gethan hatte, ward der Teufel zornig mit seinen Gliedmaßen, und insonderheit erregte er Augustinum Torneborch, Prior des schwarzen Klosters, die man nennt Jakobiter oder Prediger, einen verschlagenen, listigen, gottlosen Menschen, welcher von Stund an lief zu seinem Mitgesellen, Magister Johann Schnicken, dem Vikar oder Commissar des Officials von Hamburg, hielt Rath was zu thun stände, damit ihr Reich nicht unterginge. Endlich beschlossen sie, daß sie vor allen Dingen verhindern müßten, daß er nicht predigte, denn wenn ihn der gemeine Mann hörte, so würde ihre Schalkheit an den Tag kommen, und sie würden darnach nichts ausrichten können; denn sie wußten wohl, wie es zu Bremen zugegangen war. Auf diesen Beschluß machte sich der Prior des Morgens früh auf, da er vor großen Sorgen des Nachts nicht viel schlief, und kam nach der Heide auf den Sonnabend vor dem andern Sonntag des Adventes vor die 48 Regenten des ganzen Landes und beklagte sich höchlich und zeigte an, wie der Mönch von Bremen gekommen wäre, das ganze Land Dithmarschen zu verkehren, gleich wie er denen von Bremen gethan hätte. Der Prior hatte dabei zu Hülfe Magister Günther, Geistlichen zu Nienkerken, des Landes Gemeinde-Kanzler, und Peter Nannen, den mächtigsten Mann, Beide große Feinde des Wortes Gottes. Diese zwei halfen dem Prior mit ganzem Fleiße und hielten den andern sechsundvierzig Ungelehrten vor, welch ein großes Lob im ganzen

Niederlande, und welchen großen Dank sie insonderheit bei dem Bischof verdienen würden, wenn sie diesen ketzerischen Mönch zum Tode brächten. Da die armen ungelehrten Leute solches hörten, beschlossen sie ihn zu tödten, den sie doch nicht gesehen, viel weniger gehört noch überwunden hatten. Endlich brachte der Prior einen Brief oder ein Gebot auf an den Pfarrherrn von den 48 Regenten, den Mönch zu verjagen, ehe er predigte, bei der höchsten Strafe des Landes. Alsbald zog der Prior in Eile nach Meldorf und überantwortete es dem frommen Pfarrherrn in der Nacht, indem er hoffte, er würde verhindern, daß Heinrich predigte. Als der Pfarrherr diesen Brief las, verwunderte er sich sehr, indem es ungewöhnlich war, daß sich die 48 Regenten um die Kirchen bekümmerten, da dieses Regiment nach alter Gewohnheit des Landes der ganzen eingepfarrten Gemeinde zugehörte. Denn es war im langen Gebrauche gewesen, daß eine jede Pfarrkirche nach ihrem guten Willen einen Prediger zu setzen oder zu entsetzen Macht hätte. Diesen Brief gab der Pfarrherr dem Heinrich zu erkennen, und zeigte ihm daneben, was des Landes Gebrauch und Gewohnheit wäre. Darauf antwortete Heinrich, nachdem er von einer ganzen Pfarre das Wort Gottes zu predigen berufen wäre, so wolle er dieser Berufung nachkommen, so lange es der ganzen Gemeinde wohlgefalle. Denn man müßte mehr dem Worte Gottes gehorchen als den Menschen. Wolle aber Gott haben, daß er in Dithmarschen sterben solle, so sei der Himmel da so nahe, als anderswo; er müsse doch einmal um des Wortes Gottes willen sein Blut vergießen. Mit solchem Muthe trat er am nächsten Sonntage auf und predigte die erste Predigt über den Spruch Pauli an die Römer 1, 9 u. 10: „Denn Gott ist mein Zeuge, welchem ich diene in meinem Geiste am Evangelio von seinem Sohne, daß ich ohne Unterlaß Euer gedenke, und allezeit in meinem Geiste flehe, ob sich's einmal zutragen wollte, daß ich zu Euch käme durch Gottes Willen.“ Sobald die Predigt

aus war, ward die ganze Gemeinde zusammengefordert und daselbst von dem Prior ein Brief von den Achtundvierzigen überantwortet, daß sie bei Strafe 1000 rhein. Gulden den Mönch nicht predigen lassen sollten und Gesandte mit Vollmacht zur Heide schicken möchten; denn da würde um großer Ursache willen das ganze Land zusammenkommen. Als sie diesen Brief lesen hörten, wurden sie sehr zornig, daß wider alle Landesgewohnheit ihnen ein solch Gebot geschehen sei, und sie beschlossen einträchtig, sie wollten den frommen Heinrich zum Prediger behalten und beschirmen. Denn sie waren ganz entzündet durch die erste Predigt, die sie gehört hatten. Nachmittags hielt Heinrich die andere Predigt über den Spruch Pauli, Römer 15, 1: „Wir, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben.“ Dann fügt Neokorus Folgendes hinzu: „Ein Vornehmer unter den Achtundvierzigen, Boien Claas Boie aus Weslingburen, war damals nicht in der Heide gewesen; nun aber ward ihm Botschaft, er müsse zur Heide kommen, denn da sei ein Mönch von Bremen angelangt, der predige wider die Mutter Gottes. Darauf antwortete er: „Ja, ich will hinkommen, soll ich auch auf dem großen Zeh hinhinken.“ Aber hört Gottes Wunder und ernstliche Gerichte! Alsbald fühlte er Schmerzen in demselben Zeh in heiler Haut, welche so heftig zunahmen, daß er daran eine Zeit lang zu Bett gelegen, große unüberwindliche Schmerzen gelitten und endlich daran gestorben, allen Feinden und Verfolgern des göttlichen Wortes und dessen Dienern zu einem merklichen Exempel.“ Am Montag darauf sandten die von Meldorf die Gesandten zur Heide und erboten sich zu Rechte vor Jedermann im ganzen Lande, und bezeugten daneben, was für eine christliche Predigt sie von Heinrich gehört hatten. Dabei schrieb der Pfarrherr den Achtundvierzig, daß weder er noch Heinrich der Meinung wären, Aufruhr zu machen, sondern das reine, lautere Wort Gottes zu lehren; auch er und Heinrich erboten

sich zu Rechte. Es wäre deshalb seine unterthänige Bitte, sie wollten den Mönchen nicht Glauben geben, die um ihres Hasses und Geizes willen die Wahrheit Gottes zu unterdrücken gedächten, sondern sie möchten die Wahrheit zuerst erforschen und Niemand ungehört verdammen. Würden sie unrecht erfunden, wären sie bereit, ihre Strafe zu leiden. Diese Erbietung sammt dem Zeugnisse verachteten sie und gaben keine Antwort, sondern Jedermann redete, der Eine dies, der Andere das. Zuletzt sprach Peters Detleff, einer von den Aeltesten: Da so große Zwietracht in allen Landen um des Glaubens willen wäre, und sie, als die Ungelehrtesten und Unverständigsten, das nicht richten könnten, so wäre seine ernstliche Meinung, solche Sache bis auf ein zukünftiges Concil zusammenzuschieben, welches, wie sie von ihrem Landschreiber, Magister Günther, berichtet würden, in Kurzem gehalten werden sollte. Was dann ihre guten Nachbarn halten und glauben würden, das gedächten sie auch anzunehmen. Wäre aber das Wort Gottes, wie man sagte, nicht klar genug gelehrt, und Jemand könne dasselbe klarer und lauterer lehren, so gedächten sie solches nicht zu verbieten; doch wollten sie keinen Aufruhr im Lande leiden. Deshalb sollte ein Jeder zufrieden sein und bis nächste Ostern die Sache ruhen lassen; bis dahin würde es sich wohl von selbst ausweisen, wer Recht oder Unrecht hätte. Mit dieser Antwort waren Alle zufrieden; die Gesandten von Meldorf zeigten es mit großer Freude zu Haus an. Heinrich predigte nun in Meldorf in drei Tagen viermal mit solchem Geiste, daß sich Jedermann verwunderte, und sie Gott mit Fleiß baten, ihnen solch einen Prediger lange zu lassen. Er zeigte ihnen, wie man durch den Glauben müsse selig werden, ohne alles eigene Verdienst. Nun sahen sie erst klar, wie sie durch Mönche und Pfaffen verführt waren. Sie baten ihn auch, Weihnachten bei ihnen zu bleiben und alle Tage zweimal zu predigen, denn sie fürchteten, er möchte an einen andern Ort berufen werden.

Unterdessen ruhete der Prior sammt Magister Johann Schnicken nicht, und als er sah, daß seine Bosheit nichts fruchtete, ging er mit einem Predigermönch aus Lunden zu den dortigen grauen Mönchen, die man Barfüßer nennt, um dort Rath und Hülfe zu suchen; denn diese Mönche sind sehr geschickt, mit ihrer Gleißnerei die armen Unwissenden zu verführen. Alsbald schickten die grauen Mönche zu einigen von den Regenten, namentlich Peter Nanne, Peter Schwin, Claas Rhoden, und erzählten ihnen mit großen Klagen, wie denn ihre Gewohnheit ist, wie der Ketzer predige und das Volk verführe; wenn sie nicht ein Einsehen hätten und den Ketzer umbrächten, so würde Marien Loff sammt den heiligen beiden Klöstern zu Grunde gehen. Als die armen unverständigen Leute das hörten, wurden sie zornig, und Peter Schwin antwortete: „Man hat dem Pfarrherrn sammt Heinrich geschrieben, wie sie sich halten sollen; wäre es nöthig, so wollten sie noch einmal schreiben.“ Darauf antwortete der Prior: „Nein, denn ihr müßt der Sache anders beikommen. Beginnt ihr, dem Ketzer zu schreiben, so wird er euch antworten, und werdet ohne Zweifel auch mit in die Ketzerei kommen, ehe ihr es gewahr werdet. Denn würde er zu Worten kommen, so würde man ihm nichts anhaben.“ Da beschlossen sie einen Rath, daß man ihn in der Nacht heimlich fangen und alsbald verbrennen müßte, ehe das Land das inne würde und er zu Worten käme. Solcher Rath gefiel ihnen Allen wohl, und sonderlich den grauen Mönchen.

Nun wollte Peter Nanne, als ein sonderlicher Freund des Priors, den Dank verdienen, und zog mit Rath Magister Günther's noch 11 andere Oberhäupter zu sich, worunter auch Peter Schwin's Sohn. Diese Hauptleute mit ihren Genossen wurden gefordert auf die Pfarre zu Nienkerken, kamen in Magister Günther's Hause zusammen und hielten Rath, wie sie ihn fingen und nicht zu Worte kommen ließen; denn das Urtheil war schon beschlossen, daß sie den frommen gott-

seligen Heinrich verbrennen wollten. Sie beschieden sich deshalb zusammen auf den andern Tag, am 10. December, nach Hemmingstedt und belegten mit Fleiß die Straße nach Meldorf, damit Niemand dort eine Warnung hinbrächte. Es ward auch verordnet, daß sie auf allen Dörfern, wenn die Nacht käme und man „Ave Maria" läutete, sich versammelten; und es kamen zusammen an 500 Bauern. Als sie nun zur Stelle waren, ward öffentlich angezeigt, aus welcher Ursache sie gerufen wären, da Niemand außer den Hauptleuten die Ursache wußte. und was sie thun sollten. Als der gemeine Mann das hörte, wollten sie zurückziehen und solche böse That nicht begehen. Aber die Hauptleute geboten ihnen bei Leib und Gut fortzuziehen; sie hatten auch daselbst drei Tonnen Hamburger Biers gesoffen, daß sie desto muthiger wären. Und sie kamen in der Mitternacht um 12 mit gewaffneter Hand nach Meldorf. Die Predigermönche gaben ihnen Licht und Fackeln, damit sie ja sehen könnten und der fromme Heinrich nicht entlaufen möchte. Sie hatten auch einen Verräther bei sich, mit Namen Hennings Hans, welcher alle Dinge verrathen hatte. Danach fielen sie mit Gewalt in die Pfarre, zerschlugen Alles, was da war, wie der vollen, unsinnigen Bauern Gewohnheit ist, Kannen, Kessel, Kleider und Becken. Was sie aber fanden von Silber und Gold, nahmen sie mit, fielen auch zu dem Pfarrherrn ein mit Gewalt, hieben, stachen und schrieen: Schlagt todt! schlagt todt! Die Einen stießen ihn auf die Straße nackt in den Dreck und nahmen ihn gefangen, er solle mit ihnen gehen. Die Andern schrieen, man sollte ihn gehen lassen, denn sie hätten keinen Befehl, ihn zu fangen. Danach, als sie ihren Muthwillen mit dem Pfarrherrn geübt hatten, fielen sie zu dem guten Bruder Heinrich ein, nahmen ihn nackt aus dem Bette, schlugen, stachen, wie die unsinnigen vollen Bauern, und banden seine Hände sehr hart auf den Rücken, zerrten und stießen ihn so lange, daß auch Peter Nanne (der sonst ein giftiger

Feind des Wortes Gottes war) mit Barmherzigkeit bewegt sagte, daß man ihn gehen ließe, er würde wohl folgen. Einem, Balke Johann, befahlen sie. ihn zu leiten, der ihn mehr schleppte als führte. Als sie ihn nach Hemmingstedt brachten, fragten sie ihn, wie er in das Land gekommen sei und was er da suche? Er antwortete ihnen freundlich mit der Wahrheit, daß sie auch bewegt wurden und riefen: „Nur weg mit ihm, wenn wir ihn lange hörten, würden wir mit ihm Ketzer werden!“ Da begehrte er, daß man ihn auf ein Pferd setzen möchte, weil er sehr müde und matt war, und seine Füße ihm ganz wund geworden, da er in der Kälte und dem Eise nackt und barfuß gegangen und geführt war. Als sie das hörten, spotteten und belachten sie ihn und sprachen: Ob man dem Ketzer. Pferde halten sollte? So mußte er doch wohl laufen, und sie schleppten ihn also die Nacht bis zur Heide.

Da brachten sie ihn in eines Mannes Haus, mit Namen Raldenes, und wollten ihm einen Stock mit eisernen Ketten anhängen, aber der Hausherr hatte Mitleiden und wollte solches nicht leiden. Da er ihren Muthwillen nicht gestatten wollte, brachten sie ihn in eines Pfaffen Haus, mit Namen Reimer Hötzecken, ein Diener des Officials von Hamburg, schlossen ihn in einen Keller und gaben ihn den vollen Bauern zu verwahren, die ihn fortan die ganze Nacht verspotteten und verhöhnten. Unter andern kam zu ihm Herr Simon, Pfarrherr zu Oldenvörden, und Herr Christian, Pfarrherr von Nienkerken, Beide sehr ungelehrte Verfolger des Wortes Gottes, und fragten ihn, warum er das heilige Kleid abgelegt hätte? denen er freundlich aus der Schrift antwortete. Aber sie verstanden nicht, was er sagte. Darauf kam zu ihm Magister Günther und fragte ihn, ob er lieber zu dem Bischof von Bremen geschickt werden wollte, oder in Dithmarschen seinen Lohn empfangen? Heinrich antwortete: „Habe ich etwas Unchristliches gelehrt oder gehandelt, so können sie mich wohl darum strafen; der Wille Gottes geschehe!“ Da sprach

Jener: „Höret, lieben Freunde, er will in Dithmarschen sterben." Aber das Volk insgemein wartete des Saufens die ganze Nacht. Am 11. December, Morgens um 8, gingen sie auf dem Markte zu Rathe, was ihnen zu thun anstände. Da riefen die vollen Bauern: „Immer verbrannt, zum Feuer hin! So werden wir heute von Gott und von den Leuten Ehre gewinnen. Denn je länger wir ihn leben lassen, desto mehrere verkehrt er mit seiner Ketzerei. Was hilft viel langes Bedenken, er muß doch sterben." Also ward der fromme Heinrich ungehört zum Feuer verdammt. Danach ward ausgerufen: Alle, die ihn hatten fangen helfen, sollten mit ihrer Wehr mit zum Feuer hinausziehen. Da waren auch die grauen Mönche, stärkten die armen Leute und sprachen: Jetzt geht ihr der Sache recht nach! und hetzten das arme, elende, trunkene Volk. Dann nahmen sie ihn, banden ihn an Hals, Füßen und Händen, und führten ihn mit großem Geschrei zum Feuer. Als dies geschah, stand eine Frau in ihrer Hausthür, sah diesen Jammer und Elend und begann bitterlich zu weinen. Da sagte der gute Heinrich zu ihr: „Liebe Frau, weint nicht über mich." Als er an die Stätte kam zu Osten vor der Heide, wo das Feuer brannte, setzte er sich nieder aus großer Schwachheit. Da kam der Vogt, Schöters Maes, durch Geld dazu gekauft, wie man glaublich sagt, und verdammte den guten Heinrich mit diesem Urtheil: „Dieser Bösewicht hat gepredigt wider die Mutter Gottes und den Christenglauben, aus welcher Ursache ich ihn verurtheile, von wegen meines gnädigen Herrn Bischofs zu Bremen, zum Feuer." Antwortete der gute Bruder Heinrich: „Das habe ich nicht gethan! Doch, Herr, dein Wille geschehe;" hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater." (Beiläufig ist es immer zu bemerken, daß die Dithmarschen es doch für gut hielten, das Urtheil in des Erzbischofs Namen zu verkündigen.) Da

ging hinzu eine fromme christliche Frau, Claas Jungens Gattin, mit Namen Wibe, eine Schwester von Peter Nanne, wohnhaft zu Meldorf, vor das Feuer und erbot sich: man sollte sie zur Staupe schlagen, damit ihr Zorn gebüßt werde; dazu wollte sie 1000 Gulden geben; man sollte den Mann wieder einsetzen, nur bis nächsten Montag, daß er von dem ganzen Lande verhört würde und dann verbrannt. Da sie das hörten, wurden sie rasend und unsinnig und schlugen die Frau zur Erde, traten sie mit Füßen und schlugen mit aller Gewalt den guten Märtyrer Christi. Einer traf ihn mit einem Stoßdegen in den Hauptschädel; Johann Holm von Nienkerken schlug ihn mit einem Fausthammer, die Andern stachen ihn in seine Seiten, in den Rücken, in die Arme, wo sie ihn nur erreichen konnten, und nicht einmal, sondern also oft, als er zu reden begann. Da ermahnte und hetzte das Volk Magister Günther und rief ihnen zu und sprach: „Frei zu, lieben Gesellen, hier wohnt Gott bei!" Danach brachte er einen ungelehrten grauen Mönch zu ihm, daß er beichten sollte. Aber es sprach zu ihm der fromme Märtyrer Christi: „Bruder, habe ich auch dir je was zu Leide gethan, oder euch erzürnt?" Antwortete der Mönch: „Nein." Sprach zu ihm der gute Bruder Heinrich: „Was soll ich dir beichten, das du mir vergeben solltest?" Da schämte sich der graue Mönch und trat zurück. Das Feuer aber wollte nicht brennen, wie oft sie es auch ansteckten. Nichts desto weniger übten sie ihren Muthwillen an ihm und schlugen ihn mit Hellebarden und Spießen. Das verzog sich wohl zwei Stunden lang, in welcher Zeit er in seinem Hemde nackt vor den Bauern stand mit in den Himmel aufgehobenen Augen. Zuletzt holten sie eine große Leiter, auf welche sie ihn sehr hart banden und auf das Feuer warfen. Da hub der selige Märtyrer Christi an, seinen Glauben zu sprechen. Aber Einer schlug ihn mit der Faust auf den Mund und sprach zu ihm, er sollte erst brennen, danach möchte er lesen, was er wollte. Da trat

Einer mit seinem Fuße auf seine Brust und band ihn also hart an eine Sprosse mit seinem Halse, daß ihm Mund und Nase blutete, damit er ersticken sollte, da Jener sah, daß er von so vielen Wunden nicht sterben konnte. Danach richteten sie ihn auf mit der Leiter. Da setzte Einer die Hellebarde an die Leiter, um dieselbe aufrichten zu helfen, da glitt die Hellebarde von der Leiter ab und durchstach den heiligen Märtyrer mitten durch. Also warfen sie den guten Mann mit der Hellebarde auf das Holz, aber die Leiter sprang zur Seite ab. Da lief zu Johann Holm und nahm den Fausthammer und schlug ihn auf seine Brust, bis er starb, daß er sich darnach nicht regte. Also brieten sie ihn auf den Kohlen, denn das Holz wollte nicht brennen.

Aber aus dem Blute der Märtyrer keimt der Glaube; so auch hier. Zu Weslingburen hatte das fromme, gottselige Herz, der ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Nicolaus Boie, angefangen, seinen Hausgenossen und danach seinen guten Freunden und dann Allen, so es begehrten, in seinem Hause (er war Pfarrherr) das reine Wort Gottes zu predigen. Dadurch war nachgerade ein so großer Zulauf geworden, daß man sich öffentlich unterstand, ihm zu wehren, ihn heftig verfolgte und nach dem Leben trachtete, so daß er sich nicht länger in seinem Hause halten oder seinen Vettern und Blutsverwandten anvertrauen durfte, und noch viel weniger wegen des Verdachtes bei seinen Glaubensgenossen sicher sein konnte, und sich mehrere Male in den gegrabenen Brunnen etliche Tage heimlich verbergen mußte. Als endlich die Mönche und Pfaffen seine eigenen Vettern vom Vogdemannengeschlechte im Süderdeiche aufgewiegelt hatten durch diese Hoffnung, daß sie könnten und würden sonderliche Ehre bei Gott und den Menschen einlegen, wenn sie solch einen giftigen und bösen Ketzer ihres Geschlechtes ausrotteten, haben sie sich, als ob sie gegen gewaffnete Feinde der Freiheit und des Vaterlandes gehen sollten, mit Wehren und Waffen versorgt, und sind also hau-

fenweise in seine Behausung eingefallen, der Meinung und des eigentlichen Vornehmens, ihres eigenen unschuldigen und ungerüsteten Blutes nicht zu verschonen. Er aber, obgleich er ihre Absicht wohl gemerkt, ist mit freudigem Herzen und fröhlichem Angesichte zu ihnen, die bereits auf der Diele standen, herausgegangen, hat sie gegrüßt und freundlich willkommen geheißen: „Willkommen, willkommen meine stolzen lieben Vettern, ei willkommen, wie lieb und angenehm ist mir eure Gegenwart, daß ihr einmal zu mir kommt. Kommt herein, kommt herein ich will uns eine gute frische Tonne Biers zum Besten geben." Diese Rede hatte er als ein Landsmann sehr wohl durch sonderliche Gnade Gottes zu rechter Zeit nach Landesart gebraucht. Sie wendeten ihr Angesicht zur Erde, ließen sich auf solche freundliche Worte und stattliche Erbietung bereden und setzten sich, blieben den Tag über bei ihm und waren fröhlich und guter Dinge miteinander. Offne Gewaltthat wurde nicht wieder versucht, da aber sich immer mehr seinen Predigten zuwandten, und die Kirche fast leer stand, so erlangten es die Pfaffen und Altgläubigen, daß schwere Geldstrafen auf die Theilnahme am neuen Gottesdienste gesetzt wurden. Dennoch mehrte sich die Zahl der Besucher. Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, pflegte wohl ein ganzes Kirchspiel mit fliegenden Fahnen die widerspenstigen Ketzer zu überziehen und ihnen alle ihre Habe und fahrendes Gut abzupfänden, bis sie sich zu unleidlichen Bußen bequemten. Nun waren zwei Achtundvierziger, Claas Marquards Harring und Boyen Claas Thomas, sehr eifrige Feinde der Neuerer. Sie waren einst auf den Kirchthurm gestiegen, um die, welche zum ketzerischen Gottesdienste kämen, besser aufzeichnen und zur Strafe ziehen zu können. Als nun so viele dahin zogen, daß sie fast nicht zu zählen waren, redete Harring seinen Mitbruder an: „Lieber, laß uns doch auch hingehen, da alle Menschen danach laufen, und doch einmal hören, was der Ketzer predigt." Darauf warnte ihn

Thomas treulich: „Nein, nun und nimmermehr! Ich will nicht. So gehe du da auch nicht hin, denn gehest du hin, so wirst du mit den Andern verleitet und verführt werden.“ Aber Harring meinte, es sollte gar keine Noth und Gefahr haben, ging hin und hörte zu. Aber Gott öffnete ihm seine Ohren und sein Herz, daß er der unleugbaren und durchdringenden Wahrheit sich überwunden gegeben und hernach stets solcher gar christlichen Versammlung fleißig beigewohnt. Der Uebertritt eines so angesehenen Mannes wirkte entscheidend, und es dauerte nicht lange, so wurde Nicolaus Boie als erster protestantischer Pfarrer Dithmarschens von dem Kirchspiel Weslingburen eingesetzt. Dann verbreitete sich die Reformation rasch durch das ganze Land. Dieser würdige Geistliche stand, so lange er lebte, bis 1542, an der Spitze des gesammten Kirchenwesens. Er hat auch ein Kirchenlied verfaßt, welches beginnt:

„O, Gott, wi danken diner Gude
Dorch Christum, unseren Heren,“

welches zwar kein Dichtertalent verräth, aber voll protestantischer Innigkeit und Glaubenskraft ist. Er fügte auch eine, wie es heißt, sehr liebliche Melodie hinzu, und es gefiel dem Doctor Luther so wohl, daß er es in die Sammlung seiner geistlichen Lieder aufnahm. Bei den Dithmarschen diente es lange Zeit, um einer jeden bedeutenden Handlung eine höhere Weihe zu geben; besonders wurde es bei den großen Brautgelagen gesungen, wenn, wie sie es nannten, der heilige Geist kam und die Hauptgesundheit getrunken wurde.

---

## Dreizehntes Capitel.

## Innere Umgestaltung des Landes in Folge der Reformation.

In Dithmarschen war indeß die Reformation durchgedrungen; keines der Landeshäupter trat ferner gegen sie auf; es scheint gar keine Gegenpartei geblieben zu sein. Im Jahre 1532 trat der Pastor Schneck zu Heide zuerst unter den Geistlichen in den heiligen Ehestand, und in demselben Jahre wurde auch im ganzen Lande die lateinische Messe abgeschafft und durch Landesbeschluß die lutherische Kirchenverbesserung vorgenommen. Hierdurch wurde Dithmarschen als Staat nach außen hin abgeschlossen und vollendet, indem nun auch die höchste geistliche Gewalt bei den Achtundvierzig war. Der Domprobst zu Hamburg verlor dabei manche geistliche Rechte und Einkünfte, welche ihm früher zukamen, und reichte 1540 deshalb eine große Klage beim Reichskammergerichte ein, erreichte aber nichts, weil der Schmalkaldische Bund damals in voller Macht stand. Das Kirchenwesen wurde gehörig organisirt; vier Superintendenten führten die Aufsicht; der erste unter ihnen hieß Senior.

Die ganze innere Entwickelung des Landes schließt sich seit Einführung der Reformation an diese an.

Es konnte nicht fehlen, daß durch Reichthum und unerhörtes Glück Mancher aus dem Gleise der Mäßigung und des Rechten hinaus getrieben wurde. Die alte strenge Sitte bestand nicht mehr in früherer Allgemeinheit, dagegen war um so häufiger bäuerischer Hochmuth, der sich oft in plumper Gewaltthat äußerte; wie sich z. B. in Hohenvörden drei zusammen thaten und viel Unfug verübten, so daß, wer zu ihnen

in die Schenke kam, die Zeche bezahlen mußte und noch Schläge obenein erhielt. Freilich kam auch die Strafe, denn einst prügelten sie sich selbst untereinander so, daß sie alle daran starben. Oft mißbrauchten auch die Oberhäupter ihr Ansehn zu ungerechtem Gewinne. Von einem Achtundvierziger war es bekannt, daß er Geschenke nahm; er pflegte es dann so einzurichten, daß, wenn über die Bestechung verhandelt wurde, sein schon erwachsener Sohn sich in der Nähe befand. War dann der Bittsteller mit ihm einig geworden und wollte gehen, so sagte er: „Nun müßt ihr aber meinem Sohne auch etwas geben, sonst geht er hin und zeigt an, daß ihr mich habt bestechen wollen.“ Einst hatte ihm Jemand, um eine günstige Entscheidung zu erlangen, einen Wagen geschenkt, später aber kam der Gegner und schenkte ihm zwei schöne Ochsen, und er entschied nun für diesen. Als dann der Erstere erschien und sich bitter beklagte, sagte er: „Dein Wagen war recht gut, aber da sind nachher zwei Ochsen gekommen und haben ihn weggezogen.“ Immer ärger wurde ferner der Mißbrauch mit den Eidschwüren, welcher aus der Eideshülfe der Geschlechter hervorging, die ihren Ursprung in vergangenen einfachen Zeiten hatte.

Die neuen Geistlichen waren schwach besoldet und ganz von ihrer Gemeinde abhängig; aber darum waren sie auch um so inniger mit ihr verknüpft und um so eifriger für die Seelsorge und Kirchenzucht; sie waren voll frischer Glaubensfülle, voll Thatkraft für das Reich Gottes und die Reinheit des Evangeliums. An sie schlossen sich die besten unter den Stimmführern des Landes, und sie kämpften muthig und nachdrücklich für die Forderungen des Christenthums gegen neue Unsitte und alte Rohheit. Durch diesen Kampf begann eine neue Umgestaltung des Staates, deren Vollendung leider die letzte Fehde im Jahre 1559 zuvorkam. Die Geistlichen errangen 1537 ein Edict, welches dem Unfuge und dem Uebermuthe steuern sollte, aber schon 1540 erneuert und erweitert werden mußte.

Es heißt darin, daß die Schließer, der Rath (in Meldorf und Lunden) und Vögte sollen bei ihren Eiden dazu verpflichtet sein, daß sie alle offenbaren Sünder, die von ihren Sünden nicht ablassen und sich nicht bessern wollen, bestrafen, und sollen darum in ihren Kirchspielen Nachfrage halten; wenn sie sich hierin säumig zeigten, sollten sie 30 Mark verbrochen haben. Alljährlich um Pfingsten mußten sie vor dem ganzen Lande beschwören, daß sie dieser Pflicht genau nachgekommen seien. Besonders hervorgehoben sind folgende Laster: Ehebrecher sollten mit 30 Mark oder auch mit Staupenschlag bestraft werden. Wucherer, d. h. wer mehr Zins nahm als 1 von 15, wurden noch besonders dadurch gestraft, daß das ganze Geschäft dadurch ungültig wurde. Auch die Zauberer wurden hart bedroht, und wer einen solchen um Rath fragte, mußte die hohe Buße von 60 Mk. zahlen. Wer die Sonntagsfeier verachtete, wurde um eine Tonne Bier bestraft; ebenso der Krüger, welcher während des Gottesdienstes irgend ein Getränk schenkte. Ebensowenig durfte auf dem Kirchhof, welcher zugleich eine Art Marktplatz war, gezecht werden. Ganz besonders wurde es eingeschärft, daß kein Kirchendiener zugleich einen Krug halten durfte. Auch sollte Niemand die Eltern schlagen oder verunehren mit Worten und Werken.

Der größte Kampf war um die Geschlechtsbünde, denn in diesen ruhte die Hauptstärke des alt-dithmarsischen Zustandes. Die Geistlichen wiesen auf's Nachdrücklichste das Unchristliche derselben nach. Durch einen solchen Bundbrief macht sich jeder Genosse aller Sünden seiner Geschechtsfreunde theilhaftig, indem sie durch das Vertrauen auf Beistand in ihren Lastern bestärkt werden. Es ist sogar zu fürchten, daß die, welche durch die Predigt des Evangelii die Wahrheit erkennen und doch nicht vom Unrecht lassen, die Sünde wider den heiligen Geist begehen. Die Versuchung zum Meineide ist gar zu stark, denn Keiner mag den Genossen verlassen, und ihr eigener Vortheil ist zu sehr mit im Spiele, da sie Theil haben am Gewinne

wie am Verluste, und es ist offenbar, daß die Meisten, welche in das Recht genommen werden, von der Sache, worin sie schwören sollen, keine rechte Kenntniß haben; aber sie schwören doch gegen ihr eigenes Gewissen aus Furcht vor Verlust des zeitlichen Gutes. Auch kommen dadurch jedesmal Unschuldige in Schaden, welchen anstatt der Schuldigen die Sache zugewälzt wird. Ferner wird durch die Bundbriefe die friedliche Versöhnung erschwert, da die Freunde des Klägers, welche durch das Strafgeld zu gewinnen hoffen, mit aller Macht zum Processe treiben. Diese gewiß wahren und gewichtigen Gründe gewannen mehr und mehr die Oberhand, und endlich setzte Peter Schwin von Lunden, der weiseste und beredteste Mann, die Auflösung der Geschlechtsbünde durch. Doch wurde nicht Alles auf einmal vollendet; nur die Nemede (s. Seite 47) wurde abgeschafft, und an deren Stelle der fast eben so unvollkommene Zwölf-Manneneid gelassen. Die Mehrzahl der Bauern ließ sich das, was seit Urzeiten mit ihrem ganzen Leben verwachsen war, so leicht nicht nehmen. Die beiden Nicolaus Boie, der von Weslingburen und von Meldorf, supplicirten im Namen der Prediger 1541 um strengere Befolgung der Edicte. 1542 starb der allgemein geachtete Senior, und noch in demselben Jahre kündigte der Meldorfer Boie, wenn den Uebelständen nicht abgeholfen würde, die Niederlegung seines Amtes an. Er starb aber noch in demselben Jahre. Seine Drohung scheint aber doch gewirkt zu haben, denn 1543 wurde eine Wiederholung, Schärfung und Erweiterung der Edicte durchgesetzt. Wer versuchte, die alten Bundbriefe wiederherzustellen, sollte in eine Buße von 30 Mark verfallen; der Zeugenbeweis wurde entschieden über die alte Eideshülfe gesetzt. Dafür mußte aber auch der falsche Zeuge mit schwerer Strafe bedroht werden; konnte er diese nicht zahlen, so sollten ihm zwei Finger der rechten Hand abgehauen werden. Eigenthümlich ist es, wie doch immer bei dem Uebergange aus einem ältern, rohen Zustande in einen gesittetern und un-

läugbar bessern auch manches Treffliche verloren geht. Der letzte Zusatz zeigt das Eindringen einer damals für civilisirt gehaltenen Barbarei der Strafen, welcher der unverkümmerte Freiheitstrotz der alten Dithmarschen nie Eingang verstattet haben würde. Hierher gehört auch, daß schon 1530 ein Scharfrichter für das Land angestellt war, nachdem 1529 Lunden, welches damals Stadtrecht erhielt, einen solchen eigens für sich angenommen hatte. Durch die Auflösung der Geschlechtsbünde war natürlich nicht sogleich die alte Gewohnheit und Freundschaft gelöst und sollte es auch nicht werden, vielmehr sollten die Vettern fortwährend sich beistehen in allen rechten Dingen, namentlich bei Nothständen, als Feuersbrunst, Deichbruch, oder wenn Einer wegen Krankheit seine Ernte nicht einbringen könne. Die Gegenpartei ruhete immer noch nicht. Auch die Prediger gingen oft zu weit in geistlichem Hochmuth und lutherischem Starrsinn. Es kam so weit, daß sie im Jahre 1547 gegen die Achtundvierzig auf das Bitterste klagten, daß Frevel aller Art überhand nähmen, daß Leute, welche gar nicht Geistliche wären, sich unterfingen, zu taufen und zu trauen, besonders aber daß, weil man den Todtschlag (d. h. den nicht vorsätzlich, sondern aus Unbedacht, in Trunkenheit oder Streit verübten) nicht nach dem Grundsatze: Hals für Hals und Hand für Hand, sondern mit Geld büßte, das Blut des Nächsten auf eine unverantwortliche Weise oft und leichtsinnig vergossen würde. Es wird einmal sogar von mehr als 30 Todtschlägen in einem Jahre gesprochen. Wenn dem nicht abgeholfen würde, so böten sämmtliche Prediger des Landes ihre Entlassung an. Grade diese Drohung scheint die Achtundvierzig hart gemacht zu haben. Sie nahmen das Erbieten an und ließen alle Prediger gehen. Bald darauf wurden freilich doch die meisten wieder berufen. Aber 1554 erfocht die Partei der Neuerer und der protestantisch Strengen einen großen und entscheidenden Sieg; die alte Mannbuße wurde abgeschafft, und auf jeden Todtschlag die Todesstrafe

gesetzt, im Uebermaße des Eifers sogar auf den aus Nothwehr verübten.

So ging im Kampfe zwischen kräftiger Rohheit und christlichem Gesetz das Land im Ganzen einer glücklichen Entwicklung entgegen. Der Wohlstand war in stetem Zunehmen begriffen; jeder Bauer trug im silberbeschlagenem Gürtel seine Wehr und am Finger den großen goldenen oder doch silbernen Siegelring. Wie diese Leute wohnten, zeigt noch jetzt das stattliche Haus des Markus Schwin zu Lehe bei Lunden mit seinen unvergänglichen Eichenbalken, dem Saale mit köstlichem Schnitzwerk und den kolossalen Betten und Laden. Manche Dithmarschen zeichneten sich damals durch Gelehrsamkeit, die meisten durch eine verhältnißmäßig bedeutende Bildung aus. Viele pflegten im Auslande zu studiren, seit der Reformation besonders in Wittenberg. Auch der ihnen angeborene Kriegsmuth fand in der kleinen Heimath nicht immer Raum, und wir finden häufig Dithmarschen als Hauptleute mit großem Ruhme erwähnt in sehr verschiedenen Ländern, oft in weiter Ferne.

Die auswärtigen Verhältnisse, welche bei der stets sinkenden Macht der Hansestädte und bei den durch die Reformation herbeigeführten Zerrüttungen im Erzstifte sich immer schwieriger gestalteten, wurden von den Achtundvierzigen zugleich mit Vorsicht und mit Nachdruck geleitet. Wenn sie zuweilen auch trotzig und herausfordernd hervortraten, so konnten doch im Allgemeinen diese Bauern sich auch in feiner und weit umfassender Politik mit den benachbarten Fürsten und deren Räthen messen; ja ihre Staatsschriften sind in der Regel, sowohl dem Styl als dem Inhalte nach, die bessern.

Im Zeitalter nach der Reformation arbeiteten auch die einzelnen Kirchspiele tüchtig am weitern Ausbau ihrer innern Zustände. Kirchenbücher wurden überall angelegt, Armenhäuser gebaut, Brandkassen eingerichtet u. s. w. Wie hätte es bei ihnen auch fehlen können, wo überall, in den größten

wie in den kleinsten Kreisen, das regste öffentliche Leben war, und wo Staatsabgaben völlig unbekannt waren.

Gegen das Erzstift behielt man die frühere Stellung bei, den Worten nach eine gewisse Unterordnung, der That nach völlige Unabhängigkeit. Der Erzbischof und sein Capitel lagen fast immer mit einander im Streit; man verhandelte in der Regel mit dem letztern. Es war eine gewisse Vorsichtsmaßregel, wenn etwas mit den Bremern zu verhandeln war, wo möglich keinen jenseits der Elbe angesetzten Tag mit Gesandten zu beschicken. Sie pflegten sich mit dem bösen Wetter und den grundlosen Wegen zu entschuldigen und suchten die Sache auf ihrer Seite des Stromes abzumachen. Der Kunstausdruck für ihr Verhältniß zum Erzstifte war, daß sie sich Gliedmaßen der heiligen Kirche zu Bremen nannten. Mit derselben bäuerlichen Zähheit wie früher lehnten sie alle Theilnahme an den Reichssteuern ab. 1552 verlangte das Erzstift sehr ernstlich, daß sie zu dem ihm zugeschriebenen Antheile an der Türkensteuer 1000 Gulden beitragen sollten. Sie waren auch endlich willig, aus christlicher Gesinnung, und weil es gegen den Erbfeind, den Türken, sei, die 1000 Gulden zu zahlen, und hatten sie wirklich zusammengebracht; sie verlangten dagegen aber eine Quittung des Inhalts, daß dieses ihren Privilegien keinen Eintrag thun solle, und daß sie für die Zukunft von jedem Anspruche befreit wären. Das Capitel wollte natürlich diese Quittung nicht ausstellen, und so behielten die Dithmarschen auch ihr Geld. Die Dänen dagegen ergriffen die Gelegenheit und erboten sich, den Antheil für Dithmarschen mit zu übernehmen, und wirklich wurde auch das Land in der Reichsmatrikel 1544 zu Holstein geschrieben, woraus bald allerlei Beschwerden und Ansprüche erwuchsen. 1549 klagte das Erzstift sogar beim Reichskammergerichte und erlangte auch ein Erkenntniß, nach welchem die Dithmarschen mit zur Steuer gezogen werden sollten. Die Sache kam aber nie zum Ende und diente nur dazu, eine gewisse Spannung zwischen

beiden Landschaften zu erhalten. Man muß eingestehen, daß bei dieser Angelegenheit der Geldvortheil den Sieg über höhere Klugheit davon trug. Es war offenbar höchst unpolitisch, um eines solchen Zwistes willen das gute Verhältniß mit Bremen zu stören. Es war kurzsichtig, sich durchaus von Reichssteuern frei halten zu wollen; denn wenn sie sich nicht um das Reich kümmerten, wie hätte das Reich sich um sie kümmern sollen? Höchst unbesonnen aber war es, zuzugeben, daß Holstein für sie die Zahlung leistete; denn leicht konnte eine Zeit kommen, wo daraus die gefährlichsten Folgerungen gezogen wurden.

Das gute Verhältniß zu den Hansestädten blieb ungestört; mit Lübeck wurde der Bund 1506, 1520 und 1529, und noch einmal 1538 auf 20 Jahre erneuert. Aber, wie schon bemerkt, die Entscheidung im Norden war von den Hansestädten auf die Könige übergegangen. Mit Dänemark und Holstein trat, sobald die Besorgniß vor Christian II. nachließ und endlich völlig verschwand, die alte Spannung und Feindseligkeit immer stärker hervor. Einzelne Gewaltthaten zu Lande und zu Wasser, Rechtsverweigerungen, Gränzstreitigkeiten, Beschränkungen der Zollfreiheit erneuerten stets den alten Haß. Die trotzigen Dithmarschen vermieden dergleichen nicht mit besonderer Vorsicht und waren ihrerseits vorzüglich darüber aufgebracht, daß Flüchtlinge, Vertriebene und Landesfeinde in Holstein Aufnahme und Unterstützung zu finden pflegten.

---

## Vierzehntes Capitel.

## Peter Schwin. Peter Nanne. Wiben Peter.

Das im Vorhergehenden den Grundzügen nach entworfene Bild wird durch einzelne, wenn auch an sich nicht bedeutende Begebenheiten mehr Klarheit und Ausführung gewinnen. Zwei Männer treten in dieser Zeit besonders hervor, beide aus dem Wurtmannen-Geschlecht, und beide aus dem Kirchspiel Lunden, Peter Schwin und Peter Nanne. Beide stehen im Anfange der dithmarsischen Reformationsgeschichte nicht zu ihrem Ruhme da, doch nahm der Erstere an der Vollführung jener blutigen That nicht persönlich Antheil und hatte auch anfangs zur Güte gerathen; der Letztere zeigte sich wenigstens menschlicher als seine Genossen. Auch muß man bedenken, daß diese patriotischen und eifrigen Männer, von den Mönchen verhetzt, wirklich glauben mochten, der unbekannte Bruder Heinrich wolle den Staat und das Christenthum umstürzen. Peter Schwin leitete die innere Umgestaltung des Landes; und besonders durch ihn wurde die staatsfeindliche Macht der Geschlechtsbünde gebrochen. Aber er selbst sollte noch vor Vollendung des Werkes als ein Opfer der alten Rohheit fallen. Es war zwischen den Wurtmannen und Russebellingen, den beiden mächtigsten Geschlechtern zu Lunden, ein blutiger Zwist, in welchem 14 Menschen das Leben verloren. Am Abend Mariä Himmelfahrt 1537 wurde Peter Schwin zwischen Lunden und St. Annen von drei durch seine Feinde angestifteten Bauern meuchelmörderisch überfallen, mit einem Streithammer rücklings vom Pferde in den Graben geworfen und dort vollends getödtet. Das Pferd aber wich nicht von der

Stelle, sondern blieb gesenkten Kopfes stehen und blickte in den Graben. Dadurch wurde die That kund. Das ganze Land klagte um den trefflichen Mann. Sein Leichenstein auf dem Lundener Kirchhofe zeigt noch heute die Abbildung der Mordthat und den Titel Pater patriae, mit welchem man ihn ehrte. Die Thäter wurden ergriffen und geviertheilt; die Anstifter mußten flüchten. Tiefer greifende Zerwürfnisse dieser Art waren es besonders, welche das Land schwächten, als es 1559 zum letzten Entscheidungskampfe kam.

Peter Nanne war mehr ein Mann der äußern That, und wir finden ihn sowohl, wie er auf dem Markte zu Heide das entscheidende Wort führt, als fern am Rhein mit dem Pfalzgrafen wegen kriegerischer Verbindung verhandelnd. Schon in der Schlacht bei Hemmingstedt hatte er sich hervorgethan und von dort eine Anzahl Ritterkleider mit nach Haus gebracht. Im Jahre 1540 verwickelte ihn sein trotziger Sinn in einen schlimmen Handel. Er führte Ochsen hinüber ins Erzstift und trieb sie ohne Weiteres durch die Zollstelle. Als Dithmarsche genoß er allerdings Zollfreiheit; aber er hatte versäumt, sich einen Erlaubnißzettel zu lösen. Drei der Zollwächter eilten ihm nach, um ihn zurückzubringen; darüber entstand Streit, und er erschoß einen von ihnen. Als er nun, wie er behauptete, mit freiem Geleite wieder zurückkehrte, wurde er zu Stade festgehalten und nicht eher losgelassen, als bis er dem Erzbischofe persönlich eine ansehnliche Sühne gelobte und seinen Sohn Hans dafür als Geißel zurückließ. Er, und noch mehr seine Frau, waren auch wohl geneigt, das Geld zu zahlen, aber die stolzen Dithmarschen, zumal das mächtige Wurtmannen-Geschlecht erklärten, das sei gegen des Landes Gesetz und Brauch; erst müsse Hans Nanne freigegeben werden, und dann wolle man die Sache nach dem Rechte verhandeln. Das Schicksal dieses Bauernsohns erfüllte damals die Länder an der Elbe mit nicht geringer Aufregung und Besorgniß. Die Hansestädte legten sich ins Mittel und wünschten, daß der

Gefangene bis zur Erledigung des Streits ihnen zu freundlicher Aufbewahrung übergeben werde; die Stände des Erzstifts selbst begehrten vom Erzbischof, daß Hans Nanne, des Gefängnisses ledig, auf Wort und Bürgschaft in freier Herberge leben dürfe. Aber der Erzbischof blieb hart und hielt ihn zu Rothenburg in strenger Haft. Da beschloß Peter Nanne sich selbst zu helfen. Er hatte sich 80 Genossen nach Brunsbüttel an die Elbe bestellt, um mit ihnen einen Einfall in das gegenüberliegende Erzstift zu unternehmen. Sie aber scheuten sich und erschienen nicht. Da gewann er neun grade anwesende Holzarbeiter aus Hadeln, jeden mit einem Gulden, und griff mit ihnen ein erzbischöfliches Schiff an, welches eben vom neuen Hause abfahren wollte. Als der Schiffer sich mit einer Hellebarde wehrte, schoß er ihn nieder und führte das Fahrzeug als Pfand nach Lunden. Darauf wurde die Sache vertragen.

Ganz eigenthümlich ist die Geschichte vom Wiben Peter aus dem Kirchspiele Meldorf. Er war ein beredter, ansehnlicher, feiner Mann und hatte einen langen, breiten, gelben Bart. Einem Anderen, Lahme Ties geheißen, war im Jahre 1539 eine Erbschaft von zweifelhaftem Rechte zugefallen, und da dieser, als ein wenig vermögender Mann, sich nicht getraute die Sache durchzufechten, so hatte er seinen Anspruch an Wiben Peter für Geld verkauft, der nun den Proceß vor den Achtundvierzigen führte, und als er von diesen abgewiesen wurde, an das ganze Land appellirte. Aber auch hier bekam er Unrecht. Da setzte er sich auf ein weißes Pferd, nahm des Landes Buch in die Hand, sich trotzig darauf berufend und eine andere Entscheidung fordernd; sonst werde er des Landes Feind und wolle solches Königen, Fürsten, Adel und Unadel klagen. Natürlich half ihm sein Pochen nichts. Da zog er fort und ließ Haus und Habe im Stiche. Obgleich König Christian III. von Dänemark versprach, ihm keinen Vorschub thun zu lassen, so fand er doch sowohl in Holstein als jenseits

der Elbe Unterstützung und schädigte das Land auf alle Art. Er stahl seinen Feinden bei Nacht Pferde, wobei er schlau die Straße vorher mit Stroh bestreute, ließ auf der Geest Häuser anstecken, verbrannte das Dorf Schafstedt und lauerte den auswärts reisenden Dithmarschen auf. Den Reimer Grote von Büsum griff er auf dem Wege nach Lübeck auf, brachte ihn mit verbundenen Augen in ein Haus im Walde bei Segeberg und hielt ihn dort eine Zeit lang gefangen, bis es diesem gelang, heimlich zu entfliehen.

Endlich im Jahre 1545 kam er unter dem Namen Hans Pomereninк mit seinem Bruder Hans und 16 Gesellen in einer Jacht nach Helgoland und trieb von dort aus Seeraub. Er plünderte auch einen Emdener Schiffer, der nachher nach Büsum kam und es dort klagend erzählte. Da vereinigte sich Reimer Grote mit dem Achtundvierziger Boldes Johann von Oldenvörden und mit Claves Fake und Rode Reimer von Weslingburen, daß sie, um dem muthwilligen Friedebrecher zu steuern, Jeder in seinem Kirchspiele tüchtige Leute bis zu 100 Mann aussuchen und diese bei Verlust von Hals, Leib und Gut verpflichten sollten, am Sonntag vor Pfingsten noch bei scheinender Sonne zu Schiffe zu gehen. So geschah es denn auch. Sie schifften sich auf einer Boie und einer Jacht mit Lebensmitteln auf einen Monat ein, rührten in der Nacht die Trommel, fuhren mit dem Frühesten bei Ostwind davon und waren schon um 9 Uhr Morgens im Angesichte von Helgoland. Sie wünschten Wiben Peter aufs Meer heraus zu locken; deshalb ließen sie die Jacht etwas zurück, bargen auch in der Boie die Mannschaft unten im Raume und zeigten nur so viel Leute, als zur Lenkung nöthig waren. So strich die Boie südlich an Helgoland vorbei. Aber Wiben Peter hatte zufällig 14 seiner Genossen zum südlichen Festlande geschickt, um Proviant zu holen, und war allein mit seinem Bruder, einem Landsknechte und einem Schreiber. Er hatte zwei Knoten in seinen Bart geschlagen und stand spähend auf dem

hohen Kirchhofe; er erkannte die Boie alsbald für ein dithmarsisches Schiff und bemerkte auch die nachkommende Jacht. Da erst entdeckte er den Helgoländern, daß er Wiben Peter, der bekannte Landesfeind sei, und sprach: „Sollte das mir wohl gelten? denn das gemeine Sprüchwort sagt: kein Hund läuft sieben Jahre toll."

Da er nicht hervorkam, legte die Boie um und lief in den Hafen. Die Dithmarschen zogen rasch von den fremden Schiffern Kundschaft ein, tranken ihnen zu von ihrem Weine und eilten, als auch die Jacht herangekommen war, mit großer Hast ans Land. Wiben Peter schickte ihnen den Prediger von Helgoland entgegen und ließ fragen, was sie suchten? Darauf antworteten sie: „Wiben Peter; er soll sich auf ein Dithmarsch Recht gefangen geben." Der Prediger berichtete dann wieder: „Wiben Peter will seine Sache bei dem König von Dänemark, bei den Fürsten von Holstein und Anderen setzen, aber nicht auf ein Dithmarsch Recht." Da antworteten sie: „Wir haben nichts Anderes als Liebes und Gutes mit dem Könige und den Fürsten; will er sich aber nicht auf ein Dithmarsch Recht geben, so wollen wir ihn darauf nehmen." Als Wiben Peter das hörte, erhob er noch trotzig ein Betttuch an einer Pike als Fahne, schwenkte das Schwert um den Kopf und trank mit seinen Kameraden um aus einer hölzernen Kanne. Der Kirchhof war mit Latten umfriedigt; darauf hatte er zwei kleine Kanonen und eine Hakenbüchse gelegt. Wie nun die Dithmarschen den engen, steilen Weg hinaufstiegen, feuerte er alle drei Stücke auf einmal ab; sie aber bückten sich, und die Schüsse gingen über ihren Köpfen hin. Da flüchtete Wiben Peter in die Kirche und warf von innen noch eine große Braukufe vor die Thür. Nun erschien der Vogt von Helgoland; den fuhren sie an: warum er ihren Feind in die Kirche gelassen, und ob er aufmachen wolle oder nicht? Er schickte sogleich, um die Schlüssel holen zu lassen. Aber schon hatten sie die nördliche Thür mit einem Spieße aufgerannt

und drangen in die Kirche. Wiben Peter und die Seinen hatten sich auf den Boden gerettet. Da schossen sie Alle ihre Gewehre ab durch die hölzerne Decke, daß man in der Kirche vor Dampf nicht sehen konnte; Blut floß hernieder auf die Bilder und den Altar und lief zusammen auf dem Fußboden. Als Alles still war, stiegen sie hinauf und fanden Wiben Peter todt, dreimal durch den Kopf geschossen; sein Bruder und der Landsknecht lebten noch, wurden aber, da sie nicht reden und sich nicht geben wollten, getödtet; der Vierte war auf den obersten Balken geklettert, stieg dort herunter und wurde gefangen genommen. Die Dithmarschen zechten nun mit den Helgoländern, ließen ihnen auch die überflüssigen Lebensmittel und kehrten siegesfroh zurück. Den Gefangenen und die Todten auf einem Wagen führten sie, drei Mann hoch mit Geschütz und Waffen aufziehend, zur Heide und schossen am Markte alle ihre Gewehre ab. Nun wurde Gericht gehalten und den Todten wie dem Lebendigen als Seeräubern und Mordbrennern die Köpfe abgeschlagen und auf Pfähle gesteckt.

Aber diese rasche That zog schwere Folgen nach sich. Zwei Brüder der Erschlagenen, Bartelt und Clawes Petersen, hielten sich Rache sinnend in den Herzogthümern auf. Die Fürsten vergaßen es nicht, daß die Dithmarschen in trotziger Selbsthülfe den Landfrieden gebrochen und gar die Kirche mit Blut befleckt hatten, und später mußte das Land 5500 Mark als Sühne für die Getödteten zahlen. Die Documente jener Zeit zeigen deutlich, wie durch Verdächtigungen, Strand- und Zollstreitigkeiten und allerlei Gewaltthaten die gegenseitige Erbitterung sich immer steigerte. Am deutlichsten ergiebt sich dies aus dem Processe des Hans Fering von Lunden. Dieser, auch ein Landesfeind, wurde im Jahre 1546 als Mordbrenner ergriffen und gerichtet. Durch seine Aussagen erschienen nicht nur einzelne Unterthanen und Beamte in den Herzogthümern als Anstifter seiner Uebelthaten, sondern einige der angesehen-

sten Ritter, ja den jungen Herzog Adolph selbst traf der Vorwurf der Mitwissenschaft. Wahrscheinlich machte Fering diese Geständnisse in der bösen Absicht, die Fürsten mit den Dithmarschen noch mehr zu verfeinden; und dann erreichte er seinen Zweck, denn diese glaubten ihm, und der Herzog fühlte sich tödtlich gekränkt.

---

## Funfzehntes Capitel.

---

## Die letzte Fehde.

---

Seit dem Jahre 1533 saß Christian III. auf dem dänischen Throne; die Herzogthümer waren zwischen ihm und seinen Brüdern Johann und Adolph getheilt. Der letztere war ein unternehmender, ritterlicher Herr, der seine Ausbildung großentheils am Hofe Karl V. zu Brüssel erhalten hatte. Dort erfüllte es den Jüngling mit Schaam und Zorn, wenn die niederländischen und spanischen Ritter ihm spottend die Bauernschlacht von Hemmingstedt vorwarfen. Er zeichnete sich nachher in kaiserlichen Kriegsdiensten aus und bewirkte besonders, daß in dem neuausgestellten Lehnbriefe Dithmarschen als zu Holstein gehörig mit inbegriffen wurde; auch gewann er durch Freundlichkeit und Geschenke die Bekanntschaft und Gunst mancher bedeutenden Männer und Hauptleute. Längst sehnte er sich nach einem Kriege gegen Dithmarschen; aber der König hatte nicht Lust, sich auf ein so ungewisses Unternehmen einzulassen, und scheute auch das Uebergewicht des unternehmenden Bruders.

Am 1. Januar 1559 starb Christian III., und nun hielt es Adolph an der Zeit, den wohlüberdachten Plan rasch auszuführen. Indem er auf eigene Hand eine Armee sammelte, wollte er entweder seinen Bruder Johann und seinen Neffen, den noch nicht einmal gekrönten König Friedrich II., zur Theilnahme gleichsam nöthigen, oder, was ihm wohl noch lieber gewesen wäre, die Sache allein durchfechten. Um Ostern begab er sich nach Wolfenbüttel und rathschlagte dort mit dem alten, kriegerischen Herzoge Heinrich von Braunschweig und nahm in dortigen Gegenden einen wohlerfahrenen, gutberufenen Hauptmann Wolf Schönewiesen mit einem Regiment Fußvolk, und einen Jochim Blankenburg mit einer Schwadron Reiter in Bestellung. Das größte Hinderniß lag in dem Argwohn, welchen die dänischen Prinzen gegen einander hegten, und das ganze Unternehmen möchte nicht zur Ausführung gekommen sein, wenn sich nicht ein Mann gefunden hätte, der Ansehn und Vertrauen genug besaß, um, an die Spitze gestellt, Alle zum gemeinsamen Handeln zu vereinigen. Dieser war der 66jährige Johann Rantzau, Ritter des goldenen Vließes*). Schon im vierzehnten Jahre war er in den Krieg gezogen, hatte fast alle Länder Europas, sogar Syrien bereist. und sowohl Friedrich I. als Christian III. verdankten eigentlich seinen Rathschlägen und seiner Tapferkeit die dänische Königskrone. An den Dithmarschen hatte er noch Blutrache zu üben von Hemmingstedt her. Nach einigem scheinbaren Weigern übernahm er das Obercommando, und nun vereinigten sich am 28. April zu Nortdorf die drei Fürsten über die gleiche Tragung der Unkosten und die Theilung des Landes nach gemachter Eroberung.

---

*) Seine und seines Sohnes, Heinrich Rantzau, der den Feldzug auch mitmachte, Schriften über den dithmarsischen Krieg, erstere in deutscher, letztere in lateinischer Sprache, sind die Hauptquellen über diese Ereignisse. Die dithmarsischen Nachrichten selbst sind nur dürftig.

Alles wurde eben so umsichtig, als schnell und heimlich betrieben. Brandenburg und Kursachsen waren gewonnen; der verwandte Graf Anton von Oldenburg warb für den König ein stattliches Kriegsvolk; gegen den Erzbischof Georg von Bremen aus dem Hause Braunschweig, der allerdings Argwohn hegte und von den Dithmarschen gewarnt war, mißbrauchte Herzog Adolph sein Ansehn als Oberster des niedersächsischen Kreises, daß er nicht nur den einzelnen Truppentheilen freien Durchzug durch das Bremer Gebiet, sondern sogar Werbung in den Stiftslanden gestattete. Die Hansestädte wagten kaum etwas zu sagen, viel weniger zu thun; Hamburg mußte sogar den Feinden allerlei Vorschub leisten. Tausend Schanzgräber, sowie auch Schiffe und Brücken waren in Bereitschaft; 6 große Feldgeschütze und 2 sogenannte Mauerbrecher versprach jeder Fürst zu stellen; für Proviant mußten die verschiedenen Amtleute sorgen. Das Aufgebot von Süd-Holstein sollte die Gränze der Wilstermarsch und die Nordfrisen die Eiderseite decken, während das Hauptheer in die Landesmitte einrückte. Dieses bestand aus vier Schwadronen Reiterei, etwa 3000 bis 4000 Mann, und drei Regimentern oder dreißig Fähnlein Landsknechten, zu denen später noch der Graf von Oldenburg mit funfzehn Fähnlein stieß. Am 20. Mai wurde von Hohenwegstedt aus der Fehdebrief nach Heide geschickt, in welchem die Dithmarschen mit harten Worten als Uebelthäter und ungehorsame Unterthanen zur Unterwerfung ermahnt wurden. Kein Bote wollte die gefährliche Sendung übernehmen, bis Einer, welcher als Verbrecher bereits den Hals verwirkt hatte, sich dazu verstehen mußte. Die Achtundvierzig aber hielten den Gesandten gut und schickten eine verständige, gemessene Antwort: „Sie seien Gliedmaßen der heiligen Kirche und des Erzstiftes Bremen; wegen aller Forderungen seien sie zu Recht erbötig, sonst müßten sie Gott, dem allmächtigen Streitfürsten, Beschützer und großem Heilande, die Sache anheimstellen.“ Am 22. Mai hatte das fürstliche

Heer das erste Nachtquartier im Lande, zu Alversdorf auf der hohen Geest.

Die Dithmarschen waren verhältnißmäßig wohl gerüstet und mit Feldgeschütz gut versehen; alle sich auswärts aufhaltenden Einwohner waren zur Vertheidigung der Landesfreiheit einberufen; die künstlichen Befestigungen waren verstärkt, doch nicht so, daß sie dem ernstlichen Angriffe eines solchen Heeres hätten widerstehen können. Am meisten schadete die Zuversicht wegen der früheren Siege und der Mangel eines Oberhauptes. Dieses Mal erschien kein Wolf Isebrand zur rechten Stunde. Einer, Jung Rode, rieth, man solle keck den Feind in Alversdorf anfallen, so lange die Holsten noch verzagt seien, ehe sie durch weiteres Vorrücken dreist geworden. Aber die älteren Leute wollten das nicht: sie hätten von ihren Alten gehört, wenn sie ihre Brustwehren verließen, sollten sie kein Glück haben. Dadurch wurde das Volk entmuthigt. Daß jenem verwegenen Rathe nicht alle Aussicht auf Erfolg fehlte, kann man daraus schließen, daß, als nur 18 Mann in der Nacht den feindlichen Vortrab von 200 Reitern und 2 Fähnlein Knechten mit einigen Schüssen begrüßten, sich der größte Schrecken im ganzen Lager verbreitete. Nun wäre das einzige Heil gewesen, den Süden und Osten ganz preiszugeben, sich in den Norden zu werfen und mit aller Macht die Hammen zu behaupten; konnte man sich nur eine Zeitlang halten, so mußte die feindliche Armee, je größer sie war, um so schneller sich auflösen. Es mußte bald an Geld zur Soldzahlung und bald an Lebensmitteln fehlen; die zusammengelaufenen Knechte waren stets zur Meuterei geneigt, und die frühere Eifersucht der Fürsten würde sich bald wieder kund gegeben haben. Statt dessen blieb der Süderstrand ganz für sich, und man legte einen besondern Werth auf die Behauptung des militairisch unhaltbaren Meldorf.

Johann Rantzau unternahm nun von Alversdorf aus eine Recognoscirung der Landesbefestigungen und beschloß,

seine Hauptmacht gegen Meldorf zu richten, zugleich aber die Dithmarschen auf den übrigen Punkten durch Scheinangriffe zu beschäftigen. Ehe dies noch geschah, wollte Jürgen Kuntzen aus Husum, ein Befehlshaber des fürstlichen Aufgebots nördlich der Eider, auf eigene Hand Ehre an den Dithmarschen gewinnen und setzte eine Schaar mit der Fahne und Trommel über den Strom, welche auch alsbald das Dörfchen Wallen ansteckten. In dem benachbarten Schwinhusen waren einige Dithmarschen, unter diesen Hans Lübkens, ein junger, langer, starker Mann; der sagte: „Brüder, was sie da gethan, das werden sie hier auch bald thun; wollt ihr mit, so wollen wir zu ihnen hin und uns sehen lassen." Die Meisten hatten keine Lust; er aber nahm seinen langen Spieß in die Hand, ging voran und sagte: „Wer ein guter ehrlicher Kerl ist, der folget mir nach." Ihm folgten ungefähr Zehn, die Anderen nur in der Ferne. Die Elf aber gingen muthig auf die Feinde; diese schossen ihre Büchsen ab, trafen auch wohl, aber nicht tödtlich, und nun griff Hans Lübkens mit seinen Gesellen an, daß gleich Einige getödtet waren, und die Anderen sich zur Flucht wandten, die Fahne fallen ließen und so eilig ins Boot sich drängten, daß es sank. Von Delve und von der Tielenbrücke kamen nun noch mehrere Dithmarschen heran und vollendeten die Niederlage. Die Gegner selbst gestehen zu, daß der Dithmarschen zu Anfange nicht über 27, zuletzt etwa 50 gewesen, daß sie dagegen an Erschlagenen und Ertrunkenen 52 Mann eingebüßt hätten (3. Juni).

Eben so viel Schimpf, wenn auch weniger Schaden ernteten die Eiderstedter, als sie zu Schiffe ankamen, um Büsum zu plündern, wo sie, wie auch richtig war, alle Männer abwesend im Lager glaubten. Ein junger Schullehrer ließ die Weiber sich weiße Tücher um den Kopf winden und mit Spießen und Mistgabeln hinter dem Deiche aufziehen; etliche Knaben von 14 bis 17 Jahren setzte er zu Pferde, ritt mit diesen auf den Deich und rief: „Heran! heran!" Da flüchte-

ten die Feinde, welche schon über das weidende Vieh hergefallen waren, schnell zurück und stürzten sich in solcher Hast in die Schiffe, daß sie einen Ewer umwarfen. Der Schullehrer ritt vor und schoß mit einer Hakenbüchse mitten unter sie. Ganz ähnlich erging es bei einem Versuche der Eiderstedter auf Schulpe im Kirchspiel Weslingburen.

Diese einzelnen Scharmützel änderten natürlich den großen Gang des Krieges nicht. Graf Anton von Oldenburg hatte seine 15 Fahnen bei Wedel über die Elbe gesetzt und bezog am 29. Mai ein Lager eine halbe Stunde von Alversdorf. Um diese Zeit erschien ein Lübecker Secretarius, um Vermittlung zu versuchen, konnte aber keinen Aufschub der Feinseligkeiten erlangen. Am 2. Juni wurde Blankenburg gegen die Tielenbrücke und gegen die Heider Hamme geschickt, je mit zwei Fähnlein und 200 Reitern. Die Dithmarschen ließen sich wirklich täuschen und zogen 500 Mann mit stattlichem Geschütz von Meldorf weg, was ihnen zu großem Schaden gereichte. Eine ansehnliche Bewachung blieb im fürstlichen Lager zurück; das Hauptheer brach gegen Sonnenuntergang von Alversdorf auf und langte, von zwei Dithmarschen, Splet Herring und Bartelt Petersen, Wibens Bruder, geführt, um 2 Uhr Nachts am 3. Juni vor dem Städtchen an. Wolf Schönewiesen sollte von Norden angreifen, der Feldmarschal Johann Rantzau mit den Fürsten in der Mitte anfallen und zugleich sich über der Stadt auf dem Galgenberge mit dem Geschütze verschanzen; dem Grafen von Oldenburg war die südliche Seite von Windbergen her zugewiesen. Alles sollte zugleich geschehen; aber es trat Verzögerung ein. Wolf Schönewiesen griff zuerst an und hatte einen harten Stand. Er mußte durch das sumpfige Mielthal anrücken, und obgleich er die Schiffbrücken bei sich hatte, so geriethen doch seine Landsknechte auf dem durchschnittenen Boden hart an den dithmarsischen Schanzen in die höchste Noth. Sie wären alle umgekommen, wenn Dirich von Halle ihnen nicht ein Regiment zu Hülfe ge-

führt hätte. Das Pulver war naß geworden, und sie konnten die Büchsen nicht gebrauchen. Zweimal wurden die Knechte von den Dithmarschen zurückgeworfen, und der tapfere Wolf Schönewiesen selbst, als er die Seinen anfeuerte und mit einem Spieße vorwärts führte, wurde von einer Falkonetkugel getroffen, so daß er am vierten Tage starb. So wurde hier zwei bis drei Stunden lang aufs heftigste gekämpft. Schon wüthete auch das Gefecht auf den anderen Seiten. Endlich mit großem Blutvergießen drangen die Landsknechte in die Verschanzungen ein, und was von den Dithmarschen noch übrig war, zog sich kämpfend über die Wiesen zurück. Johann Rantzau hatte auf seiner Seite eine Windmühle anzünden lassen zum Zeichen für den Grafen von Oldenburg, war vom Pferde gestiegen und hatte zu Fuß die Landsknechte, welche nicht recht daran wollten, selbst zum Sturme geführt. Auch hier wurde mannhaft gestritten. Erst gegen elf Mittags wurde der Wall erstiegen, die Mauer gebrochen und der Flecken selbst erobert; Herzog Adolph mit einigen Reitern war unter den Ersten. Im ersten Anlauf wurde Alles, was man fand, gemordet, so daß das Blut in Strömen floß und Straßen und Häuser voll Leichen lagen; auch die Frauen wurden nicht geschont, um so weniger, als sie sich nicht des Kampfes enthielten. Eine soll zwei Landsknechte mit einem Brotmesser getödtet, eine andere gar drei mit einer Forke erstochen haben. Dem Grafen von Oldenburg wurde Säumniß vorgeworfen; an seiner Seite wenigstens gelang es den Dithmarschen durchzubrechen und das freie Feld zu gewinnen; doch hatten seine Reiter einige Haufen, welche vom Süderstrande zu Hülfe heranzogen, zurückgeworfen und zersprengt. Erst als man sicher war, daß die Bauern sich nirgend wieder sammeln konnten, wurde der reiche Ort der Plünderung preisgegeben. Nur die Fürsten und die Reiter erhielten in der Stadt selbst Quartier, die Anderen übernachteten vorsichtig rings umher in verschanzten Lagern. Am andern Tage konnte wegen einer Meu-

terei im Heere nichts geschehen. Die Landsknechte behaupteten, sie allein, nicht die Reiter, hätten den Sieg gewonnen; deshalb wollten sie auch die Beute allein haben. Es kam darüber fast zum Schlagen, und nur mit Mühe stellten die Fürsten die Ordnung her.

Die große Uebermacht verstattete dem Feldmarschal, durch Behauptung der Meldorfer Stellung den Norden des Landes in Schach zu halten und indeß mit dem Hauptheere zur Bezwingung des abgeschnittenen, an sich schwächeren Südens auszurücken. In den Tagen des 6., 7. und 8. Juni wurde dieser Plan wirklich ohne sonderliche Schwierigkeit ausgeführt. Widerwärtig waren die öfteren Meutereien der Soldaten wegen der Beute; die Landsknechte wurden im Glücke zuchtlos und übermüthig, vertranken das Gewonnene und folgten nur höchst unordentlich den Fahnen, so daß schon so bald dem jungen Könige das Kriegführen durch das wüste Gesindel verleidet wurde. Dabei stand der Hauptheil des Landes noch unangetastet, und auch die Gebiete, welche man erobert hatte, wurden durch Streifpartien unsicher gemacht, welche die Zufuhr wegnahmen und Einzelne niederschossen.

Unterdeß hatten die Dithmarschen von ihrem Lager bei Hemmingstedt aus am 9. Juni ein Schreiben um Hülfe an die Stände des Erzstifts geschickt, in welchem sie die äußerste Noth des Landes schildern, aber auch versichern, daß sie zu ewigen Zeiten sich nicht unter ihre Feinde geben wollen, sondern bereit sind, lieber dem Erzbischofe und der Kirche zu Bremen eine jährliche Abgabe zu zahlen, als sich den Fürsten zu unterwerfen. Natürlich verhallte dieser Nothruf vergebens.

Einige Tage war wieder in Meldorf gerastet. Am 12ten gegen Abend brach man von Neuem auf. Die Landsknechte waren meist trunken und lange nicht von der Stelle zu bringen; endlich ließ man die Fahnen fliegen und rückte ohne Weiteres aus; da folgten sie nach, und man gelangte noch am nämlichen Abend nach Alversdorf, in das alte Lager. Eine

bedeutende Abtheilung war in Meldorf zurückgelassen und mußte am folgenden Tage über Hemmingstedt nach Norden vorrücken, um die Dithmarschen glauben zu machen, daß man Heide von dieser Seite angreifen wolle. Am folgenden Tage in aller Frühe zog die Hauptarmee von Alversdorf gegen die Tielenbrücke. Die Dithmarschen waren offenbar schlecht berathen und geführt. Der starke Posten war so gut wie gar nicht besetzt und wurde ohne Gegenwehr genommen. Eben so ging es später bei der Aubrücke, und schon am Nachmittage konnte das feindliche Heer über das meist flache und freie Feld gegen Heide heranziehen. Niemand glaubte, daß in dem ganz offenen Flecken noch irgend ein Widerstand verborgen sei; man stritt schon heftig um die besten Quartiere, und Jochim Blankenburg und ein Aske von Holle ritten mit freiwilligen Reitern auf Kundschaft dicht hinan. Da brachen plötzlich vier Fähnlein Bauern aus dem Orte hervor und folgten, mehr muthig als klug und glücklich, den sich zurückziehenden Reitern, bis sie an das durch einen Hügel früher verdeckte Hauptheer geriethen. Da versuchten sie umzukehren; aber schon sprengte des Königs Reiterei von der rechten Seite und von vorn gegen sie ein; auf der linken wurden sie von fern durch das Geschütz niedergestreckt; von hinten verlegten ihnen Herzog Adolph und Blankenburg den Rückweg. Da wurden die meisten im ungleichen Kampfe erschlagen und die übrigen in einen Moor gedrängt, wo man die Hakenschützen gegen sie schickte. Diese aber trauten sich nicht recht, die Geworfenen und Gesprengten mit Entschiedenheit anzugreifen, und „man mochte mit Freuden sehen, wie zwei Landsknechte, wenn sie losgeschossen hatten, vor einem Bauer davonliefen.“

Kaum war dieses Gefecht zu Ende und die fürstlichen Fußknechte noch immer nicht alle zur Stelle, als schon wieder neun Fähnlein mit Geschütz aus Heide ausfielen. Auch diese ließen sich zu weit verlocken und rückten dreist bis 30 oder 40 Schritt gegen die feindlichen Kanonen heran, hatten sich so

aber im offenen Felde von beiden Seiten dem vollen Anfalle der übermächtigen Reiterei preisgegeben. Sie wehrten sich mannhaft und bedienten insonderheit ihr Geschütz mit solcher Schnelligkeit und Kunst, wie es sonst nur gediente Kriegsleute pflegen. Dennoch wurden sie geworfen; eine Anzahl, welcher der Rückzug abgeschnitten war, setzte sich auf einer von Wall und Graben umgebenen Wiese und wehrte sich von hier aus aufs tapferste. Vier fürstliche Fahnenträger führten ihr Volk gegen sie heran; sie aber drängten dieselben zurück, eroberten eine Fahne, sprangen leicht über Wall und Graben wieder hervor und verfolgten den Feind. Herzog Adolph, welcher nach dem ersten Streite den Harnisch abgelegt hatte und unfern auf einem Erdhaufen hielt, sprengte heran und ermahnte die Seinen, ob sie sich nicht schämten, daß sie, die im Kriege auferzogen und geübt, den Bauern, die nichts vom Kriege wüßten und schon umringt und überwunden wären, den Rücken kehrten. Damit begab er sich selbst ins Gefecht, schoß auf einen der Dithmarschen und traf ihn auch; dieser aber, obgleich verwundet, stach nach ihm mit der Hellebarde; der Herzog bückte sich rasch vom Pferde und empfing so eine zwar schwere, doch nicht tödtliche Wunde im Rücken. Endlich wurden die Dithmarschen wieder in die kleine Schanze zurückgedrängt, und diese selbst erstürmt; manche retteten sich dennoch durch Fußvolk und Reiter hindurch, weil die Pferde sehr ermattet waren.

Nun glaubten die Reiter, Alles sei vorbei, und sprengten ohne Befehl zu erwarten in den Flecken hinein, wurden aber aus den Fenstern mit so wohl gezielten Schüssen empfangen, daß sie mit Verlust alsbald wieder zurückwichen. Jetzt rückten aber auch noch fürstliche Reiter von Meldorf über Hemmingstedt heran, und nun entwichen die Dithmarschen, um nicht ganz abgeschnitten zu werden, meist aus Heide und zogen sich in die Marsch. Am Abend ließ der Feldmarschall die Reiter aufstellen, um einen möglichen Anfall vom Felde her

abzuwehren, führte das Fußvolk dicht an Heide und ließ den Flecken an mehreren Orten anzünden, und auch so kostete es noch einen harten Kampf, bis die letzten Dithmarschen aus dem brennenden Städtchen vertrieben waren. Man wagte das Nachtlager nicht auf der Wahlstatt aufzuschlagen, sondern zog sich etwas rückwärts in eine sichere Stellung bei der Aubrücke. Auch die Sieger waren ungemein erschöpft durch den langen Marsch, durch die Hitze des Tages und durch die wüthenden, mörderischen Gefechte. Der König selbst war in Lebensgefahr gewesen; viele vornehme Herren waren getödtet, noch mehrere, unter denen auch Johann Rantzau und der Graf von Oldenburg, waren verwundet.

Was die in die Marsch geflüchteten Dithmarschen berathen, ob sie wirklich in der Nacht noch an einen verzweifelten, aber gewiß vergeblichen Angriff auf das fürstliche Lager dachten, wissen wir nicht; aber am folgenden Tage gegen Abend erschienen zwei ihrer Prediger mit weißen Stecken und einer offnen Schrift an die Fürsten, mit der Bitte um sicheres Geleit zu fernerer Verhandlung. Dieses wurde gewährt, und so kamen denn zum zweiten Male dieselben Prediger nebst fünf Achtundvierzigern und dem Landschreiber am 15. Juni ins Lager und wurden dort mit einer Mittagsmahlzeit wohl bewirthet, während die Herren im Zelte des Herzog Adolph, der noch sehr schwach von seiner Wunde war, über ihr Loos beriethen. Die meisten waren geneigt, den tapfern Leuten Gnade zu gewähren, und auch die Fürsten wünschten den letzten Verzweiflungskampf zu vermeiden und erkannten sehr gut, daß ihnen ein bewohntes Land viel nützlicher sein werde, als ein entvölkertes; doch mochte Keiner seine Meinung frei heraussagen, in der Besorgniß, sich dadurch den Unwillen des kranken Herzog Adolph zuzuziehen, den man vom grimmigsten Haß gegen die Dithmarschen erfüllt glaubte. Als der Herzog dieses merkte, erhob er, so schwach er war, seine Stimme und entschied, daß man den Feinden, die Gnade begehrten,

auch Gnade begegnen ließe. Nun wurde den Dithmarschen eine Capitulation vorgelegt unter folgenden Bedingungen:

1) Sie sollen dem Könige und den Herzögen als Unterthanen huldigen und alle Beutestücke aus den früheren Kriegen ausliefern.

2) Sie sollen die Kriegskosten, nämlich 600,000 Gulden, erstatten.

3) Sie sollen alle Schanzen und Befestigungen schleifen; dagegen sollen drei neue Festungen gebaut werden, zu denen die Dithmarschen den nöthigen Acker, Wiese, Grasung, Weide und Holzung geben, auch tägliche Dienste leisten.

4) Die Fürsten wollen sich alle Hoheit, Herrlichkeit, Gerechtigkeit, Jagden, Fischereien ausdrücklich vorbehalten haben.

5) Sie sollen alle Waffen und Munition ausliefern.

6) Sie sollen von ihren Aeckern und Grasungen an den König und Herzog, als an ihre Obrigkeit, jährlich so viel geben, als der Pachtwerth ist.

7) Alle öffentlichen Urkunden von Kaisern und Päpsten und Andern sollen überantwortet und für kraftlos erklärt werden.

8) Das Gericht soll fürstlich werden.

9) Die Dithmarschen sollen wie die übrigen Holsten Schatzungen, Landbede und Landfolge geben und leisten, auch alle fremden Bündnisse abthun.

Endlich sollen sie fußfällig um Gnade bitten, Brief und Siegel darauf geben und 18 Geißeln stellen.

Am 17. Juni, so lange hatte man ihnen Frist gegönnt, kehrten die Dithmarschen mit der Antwort zurück, welche folgendermaßen beginnt: „Wir, die Einwohner des Landes Dithmarschen, bitten durch Gott und sein heiliges Leiden unterthänigst, man wolle uns mit Land und Leuten, sammt unseren elenden Weibern und Kindern, Wittwen und Waisen, deren zum wenigsten viele Tausend, in Gnaden gnädigst und gnädiglich behalten, Leib und Gut annehmen und zum kalten

Wasser und gräulichen Untergange und Verderben nicht bringen noch weisen." Auf die einzelnen Artikel erwiedern sie:

1) Unbedingt Ja.

2) Dieses sei bei der jammervollen Lage des Landes ganz unmöglich.

3) Die Schanzen sollen vernichtet werden; zu den drei neuen Burgen aber können sie sich nicht wohl verstehen.

4) Ja.

5) Wörtlich: Belangend, daß sie alle Munition und Wehr von sich thun sollen, darin wollen sie unterthänigst, da es anders ja nicht sein kann, willig verhalten.

6) Sie bitten unterthänigst, sie nicht eigen zu machen, sondern daß sie ganz so gehalten würden, wie die Frisen, Kremper- und Wilstermarschleute. Dieselbe Bitte wiederholt sich bei 8. und 9. In alles Uebrige willigen sie und bequemen sich auch zu der harten Schlußforderung.

Im Wesentlichen gingen die Fürsten auf die Vorschläge ein; am 19ten Juni 1559 leisteten alle waffenfähigen Männer und Jünglinge, so viel ihrer noch übrig waren, kaum 4000 an Zahl, dicht bei Heide, in einem Kreise von den fürstlichen Reitern umringt, mit entblößten Häuptern auf den Knieen liegend, Abbitte und Huldigung. — Dieses ist das traurige Ende der Geschichte des Freistaates Dithmarschen. Denn traurig ist es zu sehen, wie durch die rohe Uebermacht der Massen, durch die Wucht der Panzerreiter, durch die wüsten Schaaren gemietheter Knechte und die zerschmetternde Gewalt des Geschützes die letzten freien Männer Norddeutschlands niedergeworfen wurden, ehe sie noch Zeit gehabt hatten, ihre altgermanischen Einrichtungen, nach Beseitigung des Abgelebten und Rohen, den Forderungen des neueren Staatswesens gemäß umzugestalten. Traurig ist es ferner, daß die Sieger, welche den Reichsfrieden gebrochen und das Recht zu Boden getreten hatten, sich nicht schämten, die tapferen Ueberwundenen als Rebellen zu bezeichnen und sie zu Fußfall und

Abbitte zu verdammen. Aber auch lehrreich und warnend ist der Ausgang dieser Geschichte, indem wir eingestehen müssen, daß nächst der unabwendbaren Macht der Verhältnisse es auch die Verwöhnung und der Uebermuth des früheren Glückes war, welche Dithmarschen stürzten*). Trösten kann uns, daß die Fürsten, jenes Eine abgerechnet, sich ritterlich und ehrenhaft gegen ihre neuen Unterthanen hielten; noch tröstlicher aber ist es wahrzunehmen, daß die Dithmarschen durch ihren wilden, wenn auch ungeregelten Widerstand weit mehr errangen, als ihnen die zahmste und schnellste Unterwerfung gewonnen haben würde. Man fürchtete auch die Besiegten noch, und deshalb blieben sie gegen eine mäßige Abgabe unbeschränkte Besitzer ihres Grund und Bodens; keine Herrenburg wurde errichtet; kein bevorzugter Adel drang dauernd

---

*) Die ganze Richtung der Zeit war für die Fürstenmacht und gegen die städtischen und ländlichen Freistaaten. Erstere waren längst ohnmächtig, und von letztern war Dithmarschen der einzige kleine Ueberrest. Es war kaum möglich, daß ein solches Ländchen, sich selbst überlassen, auf die Dauer einem Reiche wie Dänemark, mit Schleswig-Holstein verbunden, widerstehen konnte zu einer Zeit, wo die neueren Einrichtungen in Staats- und Kriegswesen den Fürsten verstatteten, ihre ganze Macht rasch, vernichtend auf einen Punkt zu werfen. Die alterthümlichen Verschanzungen der Dithmarschen genügten nicht ferner, und besonders verderblich wurde ihnen der gänzliche Mangel an Reiterei. Einen ähnlichen regellosen Verzweiflungskampf mit denselben Resultaten zeigt auch die neuere Geschichte in den Kämpfen der Schweizercantone gegen die Uebermacht der Franzosen.

Wenn man die Frage aufwirft, warum die Schweizerrepubliken bestanden, die an der Nordsee dagegen untergingen, so lag die Schuld nicht an der geringeren Tapferkeit der nordischen Männer, sondern hauptsächlich daran, daß ihre kleinen Gebiete von der Geest her weit zugänglicher waren als die Schweizergebirge, und daß sie sehr schmal in langer Erstreckung sich ausdehnten, während die Schweizerrepubliken sich um den festen Kern der Urcantone concentrisch ansetzten.

ein; sie behaupteten sogar die alte Zollfreiheit; sie behielten ein freies Gemeindewesen und das Recht der Selbstverwaltung; an der Besetzung der Kirchenämter nahm die Gemeinde wesentlich Theil; zu der höchsten Stelle im Kirchspiel, zu der des Vogtes, wurden von den Einwohnern der Regierung drei zur Auswahl vorgeschlagen; die beiden Landvögte zu Meldorf und Heide mußten wenigstens geborene Dithmarschen sein.

Jahrhunderte lang haben sich Dithmarschen, Holsteiner, Nordfrisen und Südschleswiger in blutigen Fehden heimgesucht; sie kämpften als ehrenwerthe Feinde. Jetzt sind diese Stämme durch das gemeinsame deutsche Blut, durch deutsche Sprache und Sitte zu einem Volke geworden, und nur der Däne steht ihnen als Fremdling und Feind gegenüber. Daß sie diesem nicht zur Beute werden, dafür zu sorgen, ist eine Ehrenpflicht des ganzen deutschen Vaterlandes.

---


Garding
Wäer:
holm
Sundfärt
Döffde
Meldorfer-
Strandmañs
Oster-
Mittel-
Wester-



Lith. u. Druck v. Oldenburg



